

EIN ABENTEUER VOM 28. MÄRZ BIS 12. APRIL 1986: SIZILIEN!

Mit Rucksack und Freundin Dora unterwegs:
per Auto und Bahn, zu Fuß und als Anhalter.



Vor der Reise



Vorwort

Leistungen, die zur Fertigstellung dieses Urlaubsberichtes notwendig waren:

Zur Vorbereitung:

- 16 Tage Urlaub
- Viel Zeit und Überlegung für alles, was man so im Rucksack und im Proviantbeutel verstauen kann und muss; allein meine Kamera wiegt ja schon fast 1 Kilo, deswegen musste ich auf das ebenso schwere Teleobjektiv verzichten; Startgewicht der Rucksäcke: je 18 Kilo; mein Proviantbeutel inkl. der Kamera: etwas über 2 Kilo.

Das Erstellen des Urlaubsordners:

- Filme entwickeln und Fotos abziehen lassen
- Postkarten, Stadtpläne und Reisemagazine sichten
- Ausschneiden von Bildern und Berichten aus Magazinen und mit den Fotos zeit- und ortsgenau sortieren
- Schreiben meiner Notizen auf der alten Schreibmaschine aus dem Jahr 1940 - (Hey, was für eine Arbeit! Nur ein paar zu viele Tippfehler, die mit Tipp-Ex nicht mehr zu reparieren waren, und schon musste die gesamte Seite neu geschrieben werden!)
- Fotos, Ansichtskarten, Ausschnitte aus den Magazinen so einkleben, dass sie zu Textseiten passen
- rund 78 Stunden Arbeitszeit

Natürlich fehlt hier leider das Flair meines Urlaubsordners, aber die Erzählung al-

lein wird Sie mit Sicherheit entschädigen! Und Bilder gibt es auch...

Kostenanalyse:

- Etwas über 450 DM pro Person, wobei allein die Italien-BahnCard rund 100 Mark gekostet hatte (unfassbar heutzutage, für 16 Tage Urlaubsreise umgerechnet rund 230 Euro auszugeben, selbst wenn man mit dem Zelt unterwegs ist!)
- Filme und Fotoabzüge im Wert von rund 20 Euro zusätzlich

Nachbereitung für meine Homepage, 17 Jahre später:

- etwa zwei Stunden zum Einscannen der Schreibmaschinenseiten
- einige Stunden für die optische Aufbereitung
- noch mehr Stunden zum Fertigschreiben der Erzählung, da ich die Tipperei bei DIN A4-Seite 21 abgebrochen hatte und nur noch meine handschriftlichen Notizen zur Verfügung standen. Diese allerdings haben sich kurz vor Ende dieses Abenteuers drastisch verkürzt, weil ich auf der Heimreise einfach zu kaputt und zu lustlos war, noch etwas zu notieren.

Zur Erstellung der Buchfassung, 25 Jahre nach diesem Erlebnis:

- Sehr, sehr viel Zeit für die Aufbereitung...
- ...und viel Freude dabei!
- Im Jahr 2024: Viele Stunden für die Nachbearbeitung für eine neue Homepage

Tag 1

Karfreitag, 28.3.1986

Um kurz vor 9 Uhr abgefahren.

Die Nacht zuvor war äußerst kurz, wir hatten höchstens vier Stunden Schlaf gefunden.

Trübes Wetter, aber bombige Laune!

Die Rucksäcke hatten wir im Kofferraum verstaut, jeder wog fast haargenau 18 Kilo – wir hatten ja vor, auch noch etwas mit zu bringen, und wollten dabei das uns selbst auferlegte ‚zulässige Höchstgewicht‘ von 21 Kilogramm nicht überschreiten. Dazu kam noch eine Menge an Proviant, der bis Chiasso (halb Schweiz, halb italienisch) reichen sollte; dort wollten wir ja in den Zug umsteigen und bis nach Sizilien fahren.

Lausige, weil langweilige Fahrt bis Basel (genau 270 km weit), dort um 11.40 Uhr vor der Grenze noch mal getankt.

In Chiasso, einer Grenzstadt, die zur einen Hälfte in Italien und zur anderen in

der Schweiz zuhause ist, haben wir so gegen 18 Uhr einen guten Parkplatz für unser Vehikel gefunden; auf der schweizer Seite natürlich, weil die uns sicherer erschien: direkt an einer Hauptstraße; das scheint uns ziemlich sicher vor Auto-Räubern und ähnlichem Gesindel.

Vorsichtshalber ziehe ich noch irgendwelche Stecker aus irgendwelchen Kabeln im Motorraum, und zusätzlich verstecke ich den Deckel des Zündverteilers im Kofferraum; hoffentlich krieg' ich's wieder zusammen, wenn wir wieder hier sind und das Autolein noch steht. Dann also: Rucksäcke aufgepackt und ab zu den Zügen!

Auf dem Bahnhof in Chiasso werden wir gefilzt nach Geld. Ein Zoll-Typ will wissen, ob wir überhaupt imstande sind, unseren Urlaub zu finanzieren: Bettlervolk ist in Italien nicht gefragt! Nachdem Dora ihre Scheckkarte vorgezeigt hat, werden wir für gut befunden, und wir dürfen das abgeschlossene Areal verlassen, das den Bahnhof von den Geleisen trennt.

In Mailand kommen wir so gegen 21 Uhr an. Wunderschöner, alter Bahnhof! Wir tauschen Geld und kaufen uns das Touristen-Ticket für 140.000 Lire (Das sind rund 200 Mark, und das Ticket gilt in ganz Italien – inkl. Sizilien natürlich -, und gilt ab jetzt haargenau 14 Tage lang).

Während Dora sich um Fahrtauskünfte kümmert, (wie gut, dass sie einigermaßen gut italienisch kann, jedenfalls zu diesem Zeitpunkt besser als ich), da also quatscht mich ein Typ an, ob ich nicht Deutscher sei; er hätte das an meinen flachen Wildlederboots gesehen!!! Beim Gespräch stellt sich heraus, dass er Amerikaner ist, der bei John Deere in Mannheim arbeitet und oft im Café Old Vienna an der Kurpfalzbrücke sitzt!

Gibt's denn so was – da bin ich ja auch oft! Das ist doch echt ein Ding: treffen sich hier zwei, die daheim das gleiche Musikbistro besuchen...

Mailand ade, denn der Zug nach Rom fährt um 22.40 Uhr. Und wie der fährt!:

Knallvoll besetzt, die Wagen scheinen sich unter dem Ge-wicht der Menschen nach außen zu biegen, und die Menschen drinnen biegen sich, so gut es geht, um auf den Korridoren wenigstens halbwegs vernünftig stehen zu können. Einige Glückliche haben sich sogar so viel Platz verschafft, dass sie sich auf einen Koffer setzen können... Die Überglücklichen sitzen natürlich in reservierten Abteilen!

Wir finden ein recht ‚gemütliches‘ Stehplätzchen bei einer Pendeltür zwischen zwei Abteilen, dem Ausgang und dem Klo. Die Rucksäcke lehnen unter dem Fenster, wir lehnen auf dem schmalen Gangstreifen, der uns noch bleibt. Na ja, es sind ja nur lächerliche neun oder zehn Stunden bis nach Rom, wir werden uns schon durchbeißen. Und außerdem sind wir ja sowieso erst seit knapp 14 Stunden unterwegs.

Unsere Gefühle? Nun, so irgendwo zwischen Erlebnishunger, Enttäuschung, Frohsinn, Frust, Urlaubsstimmung und totaler Müdigkeit. Immerhin haben wir die Nacht vor unserer Abreise nur etwa vier Stunden geschlafen, wenn überhaupt so

viel. Und hier ist an Schlaf sowieso nicht zu denken... Und übers ans ‚Nicht-Schlafen-Denken‘ wird's unmerklich...

Tag 2

...Samstag, 29.3.1986

Ein Haufen Typen und Typinnen sind zugestiegen, die sich zwischen unseren doch so bequemen Plätzen häuslich niederlassen. So sind sie halt, die Italiener: sie quetschen ihre Koffer in den ohnehin überfüllten Gang, stellen auf den in Quadratzentimetern zu bemessenden Platz Campingstühle auf und weiden sich an unseren vor Erschöpfung fast zusammenbrechenden Gestalten! Momentan bin ich ihnen nicht besonders zugetan, diesen unhöflichen, egoistischen Ausländern...

Wenn ich mich umdrehen will, um meiner Jammergestalt eine andere Richtung zu geben, muss ich erst den einen Fuß heben, um den freiwerdenden Platz mit dem anderen zu besetzen. Dann eine gekonnte Drehung, und... ich stehe genauso qualvoll ungemütlich da wie vorher, nur eben andersrum.

Dora gibt schon eine ganz andere Figur ab, wenn auch keine bessere: sie klemmt hinter der Pendeltür zwischen den beiden Abteilen und dem Außenfenster, und jeder Idiot, der aufs Klo muss, stößt natürlich die Tür in Richtung Dora auf! Die einzige Genugtuung, die wir in diesen (überaus häufigen) Momenten haben, ist die, dass die ganze Campingstuhlgesellschaft jedes Mal ihren ganzen Kram zusammenklappen muss, wenn einer aufs Klo geht oder von dort zurück kommt! Wobei beim Zurückkehren Dora natürlich auch wieder mit der Pendeltür ziemlich bequatscht wird...

Wir beide müssen ja nur uns selber ein wenig in den Knien zusammenklappen, um den zum Klo strömenden Massen Platz zu bieten.

Obwohl Genugtuung Blutwurst sein soll, kriegen wir doch langsam einen regelrechten Hass auf alles, was sich zwischen uns bewegt, vorbeigeht, oder überhaupt auf vollbesetzte italienische Züge!

Wo wir uns das doch so schön ausgerechnet hatten: nachts schlafen im Zug, dann in den Standpausen auf den Bahnöfen Sehenswürdigkeiten in der Nähe ansehen und wieder schlafen im Zug oder so ähnlich...

Ha! Es ist zwar nachts und wir sind im Zug; aber: schlafen?

Dora war des Öfteren dran zu heulen, auszuflippen, einfach auszusteigen. Manchmal tat sie das auch; das Aussteigen verkniiff sie sich Gott sei Dank aber.

Ich konnte mich, wer weiß, wo ich die Energie dazu her hatte, noch zusammenreißen, um nicht in Panik zu geraten. Hatte ich nicht mal in einem SF-Roman etwas von Schlafender Energie gelesen? Oder war das bei der Kultserie ‚Raumschiff Orion‘?

Um die ganze Traurigkeit noch anschaulicher zu machen:

Der Zug ist wesentlich älter als wir beide zusammen, sogar weit mehr als wir in diesem jämmerlichen Zustand mitsamt unserem Alter, das in den letzten vielen Stunden erheblich zugenommen hatte; die Neonröhren an den Decken strahlen blass ihre orangefarbenen Lichter auf die ganze Gesellschaft, wobei sie es nicht ganz schaffen, auch den Boden zu erreichen; drinnen also diffus, und hinter unserem Fenster stockdunkle Nacht. Stöhnen, Schwitzen, Geraune, Plappern, hie und da ein echt blödes Gelache; Rattern und Knirschen und Kreischnen und Stöhnen des Waggons. Luft, die zum Atmen eigentlich nicht so richtig geeignet ist; und dann die Pendeltür! Und so viele Leute, die uns und sich selbst dicht auf den Pelz rücken müssen...

Ich sehe, dass Dora einfach nicht mehr kann, und ich drücke mich so gegen sie, dass ihre Knie nicht einknicken können; gestützt ist sie ja eh im Eck der Pendeltür und dem Fenster. So schläft sie mit offenem Mund im Stehen und recht laut eine gute halbe Stunde lang - ein Wunder, dass solange niemand aufs Klo ging! Ich lehne mich mit den Unterarmen auf den fünf Zentimeter breiten Sims am Schiebefenster und lege meine Stirn darauf. Irgendwie verkeile ich mich so, dass ich wie eine Holzpuppe dastehe, ohne die Beine von Dora einknicken zu lassen und ohne mein müdes Haupt abrutschen zu lassen: Die Beine von Dora habe ich im Griff, nur meinen Kopf nicht!

Ich muss doch tatsächlich trotz des sich wie im Unwillen schüttelnden Zuges und der äußerst knappen Auflage meiner Unterarme kurz eingeknickt sein; doch nicht nur ich, auch meine Knie: plötzlich sacken sie unter mir weg, die Arme rutschen vom Sims, und die Stirn knallt auf eben diesen. Aus ist's mit dem Traum vom Schlafen!

Dora versucht, sich auf dem Boden niederzulassen, aber auch das klappt nicht, es ist einfach kein Platz für ihren Hintern... Au Backe! Das hat nix mit Breite zu tun, selbst für meine schmale Hinteransicht ist kein Fleckchen zu entdecken; es langt ja gerade mal für meine Platt-, Senk- und Spreizfüße, die mich ab und zu umdrehen, indem sie sich abwechselnd heben und in anderer Position wieder niederlassen; etwa dreimal, bis mein Körper eine volle Drehung geschafft hat.

Die Pein geht weiter, Kilometer um Kilometer, Stunde um Stunde.

Dora ist plötzlich 60 Jahre alt, ich ein Tattergreis; wir beide sind reif für die Insel... Ich sehe ich uns beide am Stock an Siziliens Stränden wandelnd, zerrüttet und ergraut, die Rucksäcke auf Kinderwägelchen, die von zahmen Hunden hinter uns her gezogen werden...

So etwas nennt man wohl Schlafentzugs-Reisestress-Wahn?

Draußen dämmert es bereits, und uns dämmerts auch: es kann nicht mehr lange dauern, bis wir diesem Fegefeuer entrinnen können!

Auch die Leute in den Bequemabteilen wachen auf, und auf unserem Hauptverkehrsweg zum Klo herrscht die rush hour.

Dora zieht sich auf die andere Seite der Pendeltür zurück, hat jetzt etwas mehr Platz. Doch den nützt sie nicht zum Sitzen, sondern zum Schwätzen (ihr angeborenes Hobby); sie diskutiert anscheinend sehr lebhaft mit zwei jungen Leuten, was ich aber auf meiner Seite der zugefallenen Pendeltür nicht hören, sondern nur gesterreich sehen kann.

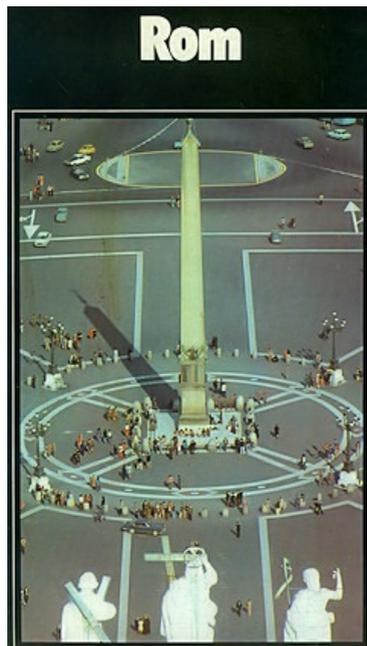
Ich versuche derweil, Körper und Geist wieder zu einer annähernd gut funktionierenden Einheit zu verschmelzen; bei Dora war anscheinend nur der Gesprächsfunke notwendig, um sie wieder so jung wie vorher zu machen.

Na, es hat sogar was Gutes, denn wir erfahren, dass wir nicht im Hauptbahnhof landen, sondern in Rom-Ticotini. Und tatsächlich: nach ewiger Pein halten wir in der Ewigen Stadt, in Rom! - nach inzwischen knapp 22 Stunden und, - bei mir jedenfalls -, 21,55 Stunden ohne Schlaf; Dora hat einen Schlafdefizitsvorteil von rund einer Stunde, den sie sich ja im Eck der Pendeltür mit meiner Hilfe gönnen konnte.

Es ist jetzt kurz vor halbsieben morgens.

Einer der Gesprächspartner von Dora führt uns liebenswerterweise zur richtigen Bushaltestelle - es gab eine fast unübersehbare Menge davon vor diesem Bahnhof, und der Bus wiederum bringt uns ins Zentrum dieser für mich - bis jetzt - stinkenden und grauen Stadt.

Am Hauptbahnhof, den wir nach zwei Haltestellen mit dem Bus erreicht haben, deponieren wir unser Gepäck in Schließfächern und machen uns auf die Suche nach den Resten einer glorreichen Zeit.



Bevor die Erkundung startet, gibt es zunächst einen Überblick über die Entwicklung und den Zusammenfall der „Ewigen Stadt“.

Die geschichtliche Ausbreitung des Römischen Imperiums, dargestellt auf riesigen Steintafeln an einer Mauer des Forum Romanum:



Im 8. Jahrhundert v.Chr.: ein winziger Fleck auf der Landkarte: 753 - Rom kroch aus dem Ei!



46 v.Chr.: schon etwas größer geworden, das Römische Reich, nach rind 700 Jahren



Nur 60 Jahre später, unter Augustus im Jahre 14, hat das Reich noch einmal kräftig zugenommen!



*Die größte Ausdehnung unter Trajan, nur 40 Jahre nach Augustus, im Jahr 100.
Danach ging es kontinuierlich bergab...*

Und dann geht's los:

Kolosseum, Forum Romanum, Forum Traianum, Denkmal des Viktor Emanuel II, Konstantins- und Titusbogen... Und so weiter. Auch ein Café aus der Jetztzeit.

Postkarten und eigene Bilder:



Forum Romanum

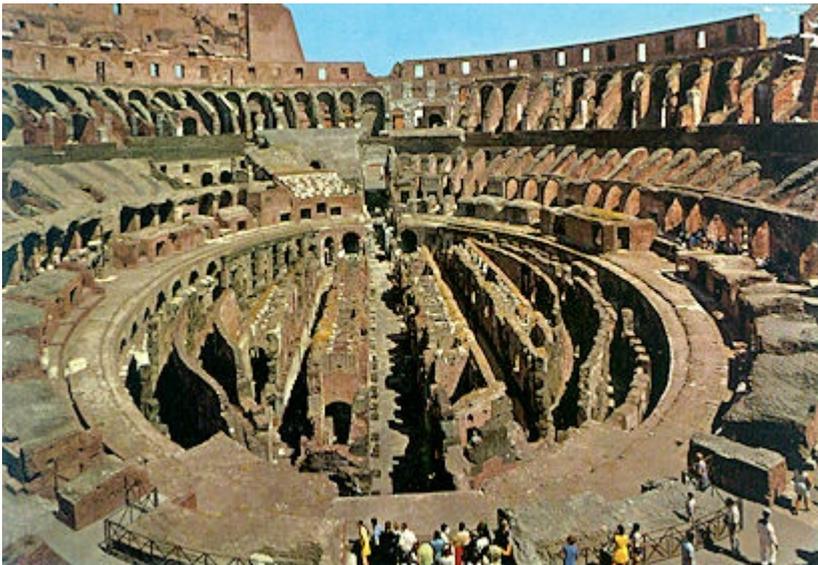


Kolosseum



Unfassbar, welche Massen an Touristen hier einströmen! Es ist ja auch recht ungeschickt von uns, ausgerechnet an einem Ostersonntag in Rom aufzutauchen





So langsam merke ich, dass Rom doch sehr aufregend sein kann, und immer wieder stehe ich andächtig vor diesen monumentalen Zeitzeugen der Geschichte, oft blicken mehr als zweitausend Jahre auf uns herab. Viele Gebäude und Plätze kenne ich ja aus dem Lateinunterricht oder aus dem Fernsehen – aber so richtig nah davor stehen oder durchschreiten, die Steine mit Händen und Füßen berühren, wo vor über 2000 Jahren das Leben nur so geblüht hat (im Falle des Inneren des Kolosseums dabei eher umgekehrt...) - das ist doch schon eine gewaltige

Gefühlssache! Dora muss mich überall wegzerren, sonst wäre ich vor lauter Ehrfurcht und geistiger Zeitreise wohl längst erstarrt. Ich bin halt ein Fan von solcher Historie!



Konstantinbogen



Titusbogen



Denkmal Viktor Emanuel II.



Irgendwann wird es uns zu viel, und wir nehmen uns ein Püschchen auf einem Rasen unweit des Kolosseums. Dora stellt ihren Reisewecker, damit wir auch ja nicht verpennen: ein kurzes Nickerchen in praller Sonne bei kühlem Wind, das hilft geschwind. Auf die Beine nämlich, denn bald geht unser nächster Zug!

Mit Genugtuung stellen wir fest, dass wir gerade zur richtigen Zeit angekommen sind, denn jetzt, so kurz vor zehn Uhr morgens, strömen in Massen

die ‚normalen‘ Touristen herbei, wie auf einem Foto weiter oben zu sehen ist.

Obwohl es natürlich ausgemachter Blödsinn ist, ausgerechnet an Ostern nach Rom zu fahren. Aber wir können ja nichts dazu, dass ausgerechnet Rom unsere Route nach Sizilien kreuzt...

Wir haben Mühe, in dem Osterwochenendreiseverkehrsbusgewühl ein Café zu finden, in dem wir uns an hübschen Getränken laben.

Kein Blödsinn jetzt: in der Nähe des Kolosseums parken inzwischen rund 20 Reisebusse, und es werden immer mehr!

Wir überlegen dabei, dass wir uns irgendwie wie Japaner vorkommen: so kurz zwischendurch mal Rom erkunden, drei Stunden lang zwischen 7 und 10 Uhr morgens; ganz schön bescheuert. Aber: es ging ja nicht anders. Und: Japaner würden das auch in der Hälfte der Zeit schaffen...

Es wird immer voller mit Neu- und Wissbegierigen, und wir halten es einfach nicht mehr aus! Obwohl ich natürlich den Schilderungen meines Lateinlehrers überaus gerne den Hauch eines persönlichen Erlebnisses noch viel weiter folgen würde. Und obwohl ich die lateinische Sprache in der Schule gehasst hatte ohne Ende - aber die Schilderungen des Lehrers hatte ich jetzt direkt vor mir!

Auf dem Weg zurück zum Bahnhof sehen wir noch viele eindrucksvolle Gebäude und andere Dinge, z.B. eine Verkehrsinsel, voll mit Palmen bewachsen: ein echter Anachronismus in diesem stinkenden Verkehrsgewühl. (Habe ich natürlich nicht fotografiert, man musste noch haushalten mit seinen Filmen zu jener Zeit!)

Es gibt noch eine kleine Auseinandersetzung, in welche Richtung wir laufen sollen: ich schwöre, da geht's lang in Richtung Bahnhof, Dora will aber erst in den Stadtplan schauen. Und wo geht's lang? Da....

Wobei ich - zugegeben! - mich meist vor dem unglaublichen Orientierungssinn von Dora geschlagen geben musste, obwohl meiner auch nicht übel ist...

Zwischendurch kaufen wir noch in einem winzigen Lädchen Brot und Wurst, denn die sollen Leib und Seele zusammen halten, gelle?

Im Laufschrift geht's in Richtung Bahnhof, denn die Zeit drängt bis zu unserer geplanten Weiterfahrt; und ich frage mich insgeheim, ob die das Ding wohl auf einem der sieben Hügel gebaut haben, denn es geht dauernd aufwärts.

Ah! Da isser, der Bahnhof! Nix wie an die Gepäckaussgabe! Ran an die Kasse! Und was ist?:

Dora ärgert sich grün und gelb, weil der Typ pro Rucksack zwei Gepäckstücke berechnet; unten dran hängen ja noch Schlafmatten, und die gelten extra, und auf meinem ist oben auch noch unser Zelt drauf gepackt. Also: mehr bezahlen!

Bezahlen müssen wir auch für unsere Bummelei und wegen der Verzögerung bei den Diskussionen wegen unserem Gepäck, denn der Zug ist ab... Um 11 Uhr

40 sollte er fahren, der Zug nach Siracusa auf Sizilien, um 11 Uhr 41 waren wir da. Das ist schon ein Hammer: wieso muss ausgerechnet hier und jetzt ein Zug so überaus pünktlich sein? Frechheit! In Deutschland ist so etwas undenkbar.

Wir winken ihm schadenfroh hinterher, soll er doch sehen, was er davon hat, weil er uns nicht mitnahm.

Was tun? sprach ich. Und lieferte auch gleich eine Idee: sind wir variabel, oder nicht? Suchen wir die Freiheit, oder nicht? Also nehmen wir uns die Freiheit, einen anderen Zug zu nehmen, in Richtung Süden womöglich, weil Sizilien halt mal dort zuhause ist.

Und siehe da: es fährt ein Zug nach - nee, nicht nach Nirgendwo, sondern nach Süden! Und zwar um 12 Uhr 15, und zwar genau nach Neapel, und dort sogar bis in den Hauptbahnhof!

Sehr wahrscheinlich war das pünktliche Abfahren des Zuges ein Wink des Schicksals: Wir wären direkt auf die Insel gedüst, ohne Neapel erlebt zu haben und andere Dinge, die gleich daneben liegen... Davon gleich mehr.

Dora fegt los auf dem Bahnsteig in Richtung Zug, um einen freien Sitzplatz zu finden, besser gleich noch zwei.

Ich bin noch auf dem Bahngelände, als sie freudig – und ohne Gepäck! - zurück gerannt kommt: 'hab gefunden zwei Sitzplätze, Beeilung, dalli dalli, husch husch!!'

Ich will aber noch die Wasserflaschen auffüllen, also schnappt sich Dora meinen Rucksack und eilt, wie um die Weltmeisterschaft im Rucksacktragen zu gewinnen, in Richtung des entdeckten freien Platzes: Nur - wo ist der bloß geblieben?

Während ich die Flaschen an einem der überall aufgestellten kleinen ‚Brunnen‘ fülle, beobachte ich, dass anscheinend das Gedächtnis meiner suchenden Rennerin ausgelaufen ist: sie findet das Abteil nicht mehr, wo sie ihren Rucksack zurückgelassen hat! Schockschwerenot! Und jetzt?

Dora ist kurz vor dem Verzweifeln, und ich knapp dahinter.

Welch ein Glück: Sie findet sowohl den Rucksack und somit auch die Plätze doch noch wieder! Zwei gemeinsame große Seufzer der Erleichterung, und ein verlegenes Lachen meiner Heldin, während sie mich kurz umarmt...

Ich geh' noch mal draußen Wasserlassen, und als ich nach einer halben Stunde zurückkomme, - ich hatte einfach etwas geträdelt und mir den Bahnhof angesehen -, nimmt Dora kaum Notiz von mir, weil sie mal wieder einen Tratsch hat mit einer gegenüber sitzenden jungen Frau. Bezeichnend ist, dass deren Mann sich geflissentlich hinter seiner Zeitung vergraben hat... Jaja, so ist halt mein Plappermäulchen: sehr kommunikativ!

Immerhin haben wir Sitzplätze, das ist ja auch nicht alltäglich hier, und der Wagon ist - im Vergleich zu dem vorherigen Zug - von auserlesener Schönheit:

richtig modern, farbenfroh in seinen Blautönen und hell. Außerdem dauert die Bequemlichkeit sowieso nur knapp drei Stunden, und ich versuche ein Nickerchen.

Beim Versuch bleibt's aber – leider: man hört notgedrungen so allerlei Gequatsche um sich herum in so 'nem Zug, vor allem einer wie ich, der ja bekanntlich die Fliege an der Wand husten hört. Es hat aber auch sein Gutes, das Gequatsche: so langsam gewöhne ich mich an das Italienische, und ich verstehe immer mehr. Irgendwann sollte es Zeit werden, es auch mal mit Reden zu versuchen.

Ziemlich geschafft erreichen wir schließlich den Bahnhof von Neapel. Etwas schlapp geben wir unser Gepäck auf, denn wir wollen ja was sehen von der Umgebung - und wenn nur mit einem wachen Auge!

Es ist jetzt halb drei am Nachmittag, und da wir bald weiterfahren wollen, müssen wir uns sputen, um noch was zu sehen.

Zunächst nehmen wir einen Imbiss zu uns, direkt am Eck gegenüber des Bahnhofs. Wir sind uns immer noch unschlüssig, was wir denn eigentlich wollen: wann weiterfahren, und vor allem: wohin? Also gehen wir zurück zum Bahnhof und studieren den Fahrplan. Bald schon, so innerhalb von 20 Minuten, haben wir uns entschieden: Um 18 Uhr 54 Minuten geht ein Zug nach Catania, (das liegt an der Südostküste Siziliens, zwischen Messina und Siracusa), da müssen wir mit, Basta.

Jetzt: was tun mit der Zeit? Schon wieder kommen wir uns japanisch vor, innerhalb von drei Stunden eine geschichtstriefende Stadt wie Neapel und seine Umgebung zu erkunden – aber, wenn man schon mal da ist - wenn auch nur aus Zufall...

Wir beschließen, nach Pompeji zu fahren, es war ja schon immer mein Traum, einmal durch diese uralten Straßen zu wandeln und von vergangenen Tagen zu träumen! Aah, wie bin ich diesem Zug nach Siracusa dankbar, dass er uns in Rom so schmähsch hat sitzen lassen.

Ein etwa 45-jähriger Italiener, der uns belauscht hat, bietet sich sehr höflich und freundlich an, uns zu helfen: In seinem schönen italienisch-schwäbischen Dialekt fragt er uns, wo wir hin möchten, er könne vielleicht etwas für uns tun... Und er tut es: führt uns zu dem Fahrkartenschalter im Untergeschoss, fragt nach einem Zug nach Pompeji, bestellt Karten für uns. Und das alles, obwohl sein Zug nicht wartet auf ihn, mitsamt seinem Aktenkoffer und seinem dunkelblauen Anzug!

Hastig aber freundlich verabschiedet er uns mit einem schwäbisch-italienischen: 'Adele'!

So langsam mögen wir sie doch, Italien und seine Italiener. Und vor allem: Das war erst der Anfang der Freundlichkeit – was wir in dieser Beziehung noch erleben sollten, hatte ich schon angedeutet, und ihr werdet es später haarklein

erfahren... Hammermäßig, echt! Also lest geduldig weiter...

Um 15 Uhr 50 fährt der Zug nach Pompeji – wir haben erstaunlicherweise zwei Sitzplätze bekommen. Dora fragt dauernd irgendwelche Passagiere: sind wir schon da? Das liegt halt an ihrem Konversationsbedürfnis und vor allem an ihrer Freude, ihre Italienischkenntnisse an den Mann oder die Frau zu bringen. Aber auch aus der Unsicherheit heraus, die richtige Station zu verpassen...

Eine halbe Stunde später sind wir tatsächlich da. Pompeji! Unfassbar!!!

Nicht weit vom Bahnsteig entfernt ist der Eingang zu dieser uralten Stadt, die sowohl für ihr Leben als auch für ihren Tod geschichtlich unsterblich wurde.

Doch was müssen wir feststellen?! Kein Einlass mehr nach 16 Uhr!! Schock!

Meine Dora kümmert aber solche Schildchen nicht, sie flirtet gekonnt mit dem Typ am Eingang: Extra wegen Pompeji seien wir hergekommen, unser Zug fährt heute Abend noch weiter, morgen sind wir schon in Sizilien, vielleicht haben wir nie in unserem kurzen Leben noch Gelegenheit, diese historische Stadt zu sehen, und überhaupt; was sollen wir denn unseren deutschen Freunden von der Freundlichkeit hier erzählen?!

Ich, ob Doras Gestik und Schilderungen den Lachtränen nahe, ich glaub', ich spinne: Der Pförtnerhansel lässt uns rein, und das sogar noch ohne Eintritt zu kassieren!

Zitternd vor Glück wanke ich an ihm vorbei, nicht ohne ihm geistig die Füße zu küssen. Drinnen steht meine Traumfrau mit schelmischen Grinsen und ausgebreiteten Armen und der Frage: na, wie hab' ich das gemacht? Ich komme nicht umhin, ihr ein anerkennendes Küsschen zu geben...

Da sind wir nun, in Pompeji!

Eingang:



Donnerwetter! Ich wusste ja, dass Pompeji groß ist, aber sooo groß... Und so gut erhalten! Wir sind ungeheuer beeindruckt, und ich sehe viele hundert

Pompejaner in ihren typischen Gewändern an uns vorbeigehen, manche ziehen Karren hinter sich her, deren Spuren sich im Sandstein des Straßenbelages eingraben, viele eilen zu den Bäckereien, Töpfereien, zu den prunkvollen Häusern der wohlhabenden Schriftsteller, die sich hier niedergelassen haben, zu den Villen römischer Senatoren, die den Ausblick auf den herrlichen Vesuv genießen...

Plötzlich sind die Straßen fast leer, nur einige Leute in Jeans tapsen herum und fotografieren jeden Stein. Ihre ‚Ohs‘ und ‚Ahs‘ durchdringen die beschauliche Stille dieses doch so tiefgreifenden Ortes; somit bin ich wieder im Hier und Jetzt.

Wir streifen herum, vorbei an Backöfen und Mühlen, an schlichten Wohnhäusern und den Resten prunkvoller Villen, lugen hinein in Atrien und Peristyle, entdecken Fresken und Kühlhäuser, erstarren vor den Nachbildungen der hier mitten aus dem Leben gerissenen Menschen und Tiere, die noch die in der heißen Asche festgebackene Agonie so real zu uns herüber schicken; wir übersehen fast die Tempel des Apollo, des Jupiter, des Vespasian, des..., und der..., und erklimmen schließlich die Empore des Amphitheaters; so ziemlich das Grandioseste des ohnehin grandiosen Pompeji!



Fußgänger-Überweg, damit keiner nasse Sandalen bekommt; zwischendrin Lücken für die Räder der Fuhrwerke!



Gasse zwischen Wohnhäusern



Atrium einer Villa, hinten der Haustempel



"Küchenschrank" zwischen Vorratsräumen und Speisezimmer, mit Blick in den Hausgarten



Die 'große Palaestra', ein Übungsplatz für Athleten, mit Schwimmbecken!

In der jetzt schon tief stehenden Sonne vermag ich geistig-leibhaftig das Treiben hier zu sehen, zu spüren und zu hören – bloß verstehen kann ich nicht viel, ich war ja kein besonders guter Lateinschüler...

Manno, irgendwie ist das alles doch so ganz anders, als ich aus den schnöden

Lateinübersetzungen noch aus der Schule her kannte; auch die überaus gekonnten und gefühlvollen Schilderungen meines Lehrers zu diesem Thema sind in diesem Jetzt nur noch blasse Eindrücke aus der schulischen Vergangenheit! Selbst die Fernseh-Dokus gehen unter in diesen Gefühlen, dieses Jetzt mit all meinen Sinnen vor Ort erleben zu dürfen.

Es wird spät, kaum noch ein Besucher ist zwischen den Ruinen zu entdecken; schweren Herzens machen wir uns auf den Rückweg, kaum ein Wort wird gesprochen. Wir sind versunken in der Vergangenheit, in der wohl zu dieser Abendstunde die Bewohner sich in ihre cenae oder cubiculae zurückzogen.....

Zurück am Ausgang werden wir brutal in die Wirklichkeit zurückgerissen: Scharen von Händlern fallen über die letzten aus Pompeji her!

Unter der Hand und dem Tisch werden uns auch die berühmten Fotos von den Wandbildern im pompejianischen Hurenhaus und Nachbildungen der pornografischen Skulpturen angeboten, die Pompejis Handwerker in der Antike berühmt machten. Ich erinnere mich, dass mein Lateinlehrer darüber etwa zwölf Worte verloren hatte... und dabei auch noch errötete.

Ich verzichte, kaufe aber ein schönes Buch über Pompeji zu einem wirklich günstigen Preis: etwa 7 Mark.

Auf der Rückfahrt nach Neapel ist selbst Dora noch sprachlos, und das will schon einiges heißen bei ihr. Und ich? Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken und fühlen soll, ich bin kaum noch Herr meiner Gedanken und Gefühle.

Zurück in Neapel geht schon wieder die Hetzerei los: wir sind höllisch spät, der Zug fährt schon sehr bald, aber: Neapel bei Nacht...! Ojojoi, welch ein Anblick! Leider keine Zeit mehr dazu, wir kleinen Japaner müssen ja schnell zur nächsten Attraktion...

Wir versprechen aber in die laue Luft hinein, auf der Rückreise noch mal kurz Hallo zu sagen.

Auf dem Jogging-Weg zum Bahnhof kaufen wir im Laufschrift noch ein paar Kleinigkeiten zum Essen, erwehren uns mit Mühe den Schwarzmarkthändlern, denen wir versprechen, bald wiederzukommen und sie weiter zu empfehlen, holen ruckzuck unsere Rucksäcke ab und springen eine Minute vor Abfahrt in ein Abteil eines Zuges nach - ja, wohin überhaupt? Sind wir im richtigen Zug??

Ein schnelles Nachfragen ergibt: Der Zug, und damit auch hoffentlich das Abteil, in dem wir noch etwas atemlos stehen, fährt nach Catania. Und das ist doch tatsächlich - unser nächster Zielort! Uff, das war aber knapp. Übrigens ist die Bemerkung mit dem Abteil gar nicht so weit hergeholt, weil ein kompletter Zug auch nicht unbedingt wieder komplett am Zielort ankommen muss - die lustigen Italiener haben so die Angewohnheit, manche der letzten Waggons einfach irgendwo abzukoppeln und an einen anderen Triebwagen anzuhängen! So was steht irgendwo in den Fahrplänen, aber die sind uns ein ziemliches Rätsel...

Deshalb ein Rat: Suche dir nie einen Platz in einem der letzten Waggons. Wer weiß, wo du landest – oder bleibst...

Nun muss man noch dazu sagen, dass Catania etwa in der Mitte der östlichen Hälfte Siziliens liegt. Wir haben also: erstens ein gutes Stück vor uns (lächerliche 1000 Kilometer, sage ich!), zweitens ein gutes Stück Angst, dass sich Ähnlichkeiten mit der Fahrt von Mailand nach Rom ergeben könnten, und drittens haben wir ein gutes Stück Glück: wir finden ein Abteil mit drei Jungens, die gerade Urlaub vom Militärdienst haben, und sonst mit niemandem drin!

Wir lassen uns ziemlich häuslich nieder, ziehen die Vorhänge zum Gang hin zu, und bald entwickelt sich ein lebhaftes und zugleich stockendes Gespräch zwischen Dora und den künftigen Wiedereroberern des Römischen Reiches. Ich versuche, es mir bequem zu machen, aber wie heißt es doch: steter Redeschwall höhlt den Nerv; oder so ähnlich.

Irgendwann werden darob selbst die Soldaten müde, und wir können die Sitzbänke ausziehen und die Schuhe und es uns recht komfortabel machen. Dora ist ja nicht nur eine Froh- und Rede-, sondern auch eine Schlafnatur, und ich spüre, wie sie schon bald tief schläft. Auch ich merke, wie's mich hinüberschlummert, aber just in diesem Moment wacht es mich wieder herüber: ein Bahnhof ist da, ein Rekrütchen steigt aus und verabschiedet sich herzlich und laut.

Jetzt wird's doch richtig gemütlich: wir beide und die zwei anderen beiden strecken uns ungehemmt aus, und nach einigen wortlosen Fußgefechten stehen bzw. liegen die Fußplätze klar.

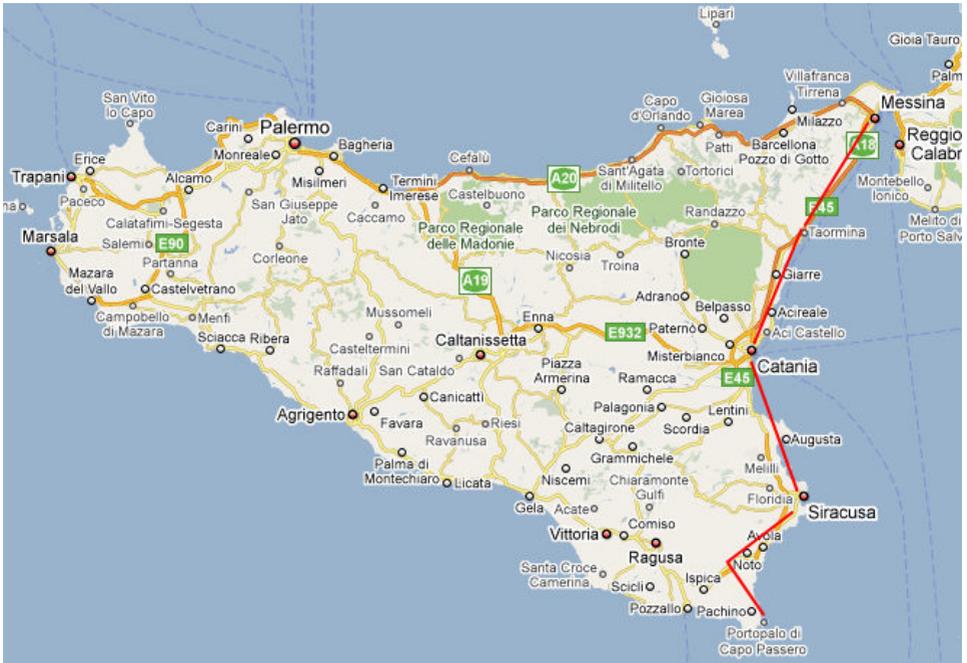
Dora schläft schon lange wieder, mir aber ist von vorne kalt (da ist Zugluft vom Gang), und von hinten ziemlich warm (da kuschelt sich Dora an mich). Ihrem Rücken scheint's nicht kalt zu sein, denn dort hat sich der eine der Legionäre mit eben demselben Rückgrat, wie's eben Legionäre brauchen, die Wärme eines Lagerfeuers gesucht; und solche Wärme gibt Dora immer ab! Dieser Soldat selbst wird wiederum gewärmt durch die Ausstrahlungen des zweiten Kompaniegefährten, der aber andersherum liegt: also mit den Füßen auf unserer Sitzreihe.

Irgendwie tut mir ja der Römer an Doras Rücken leid; Zum einen durch die Latschen seines Kumpans, und dann, na ja... Dora hat des Öfteren leichte Probleme mit gewissen Winden... Ich jedenfalls kann beruhigt atmen, woran nicht nur die kalte Zugluft ihren Anteil hat; schließlich sagt man ja den Südtalienern einiges nach... Aber so lange sie schlafen, hat man doch wohl seine Ruhe!!? Oder???

Ich hatte doch tatsächlich einige Ruhe gehabt, ja, ich muss sogar leicht eingenickt sein, aber nur für etwa eine Viertelstunde; irgendein dummer Gedanke machte mich wieder hellwach.

Tag 3

Ostersonntag, 30.3.1986



Kurz nach Mitternacht oder so.

Ich entdecke noch beim Aufwachen, dass ich doch noch eingeschlafen sein musste! Immerhin gute zwei Stunden, und das ist schon ein starkes Stück, wenn ich bedenke, dass das Schlafen mir schon etwas aus der Übung geraten war seit dem Abend vor der Abreise! Immerhin, seit drei Tagen ein erstes Schlückchen Schlaf: ein Hoch drauf! Erstaunlich, wie man so was aushalten kann.

Ich schätze, dass es jetzt schon Sonntag ist, nach Mitternacht. Jetzt bin ich aber hellwach und ziemlich aufgeregt, denn ich entdecke, dass wir die schmale Meerenge zwischen Süditalien und Sizilien überqueren sollen. Da ich aber bin wie ein unwissendes Kind, (wer hätte mir's auch sagen sollen, die pennten ja alle), blieb ich so brav wie ich immer bin im Waggon, genehmige mir eine Selbstgedrehte am Fenster auf dem Gang und stelle plötzlich fest, dass ich nur noch Stahl sehe!

Die zweite Zigarette ist schon abgebrannt, aber der Stahl ist immer noch da. Mit Augen, deren Lider das Schlafbedürfnis bleischwer nach unten drückt, erkenne ich, dass wir uns schon längst mitsamt Zug im Bauch eines Schiffes befinden.

Enttäuscht schleiche ich in unsere Kabine zurück, wo immer noch alles friedlich pennt. Verdammt, das ist ungerecht! Ich bin dauernd wach und kriege nix mit, und die anderen kriegen auch nix mit, können aber pennen! Und ich kann nicht pennen, - weil alles wackelt und schlingert und rattert, und die pennen, obwohl alles wackelt und schlingert und rattert und knarrt... Ungerecht, wiederhole ich mürrisch.

Die Überfahrt nach Sizilien in die Hafenstadt Messina geht also so glatt an mir vorbei, wie das Überqueren des Rheins von Mannheim nach Ludwigshafen. Und immer wieder werde ich zwischen den beiden Extremen Wachen und Schlafen auf- und ab- und niedergeschreckt. Und ob des Rüttelns und Schnaufens und Wackelns und überhaupt, bin ich sowieso immer noch leidlich wach.

Wir müssen umsteigen in einen Bummelzug, der keine abgeschlossenen Abteile hat – der Waggon erinnert mich irgendwie an einen der ganz alten Straßenbahnwagen bei uns. Es begeben sich auch noch eine Menge Leute mit uns in den Waggon, möchte wissen, wohin die alle wollen in dieser Herrgottsfrühe.

So bummelt also der Zug mit uns an der Küste entlang, und urplötzlich werden wir von einem einzigartigen Schauspiel für die Strapazen der bisherigen Reise entschädigt, während wir halb dösend aufs Meer hinaus schauen:

Inmitten einer in Nebeldunst eingebetteten Unendlichkeit, jenseits von hell und dunkel, taucht eine stecknadelkopfgroße dunkelrote Lichtquelle auf. Du weißt, dass irgendwo oben und unten sein muss; du weißt, dass du in Richtung des Meeres blickst; du weißt, dass du in einem Zugabteil sitzt und durch ein Fenster schaut, das dir nichts von der Landschaft zeigt, weil der Zug haarscharf auf einer Steilküste entlang fährt. Dennoch spürst du etwas ganz anderes, etwas Grandioses; so, als wenn du die Entstehung der Welt beobachten dürftest!

Eine sehr lange Sekunde später hat sich der winzige Lichtfleck zu einer leicht gekrümmten, aber immer noch winzigen Linie verbreitert, sehr verschwommen allerdings; du siehst, dass sich das Grau-in-Grau um dein Blickfeld herum vor dem roten Feuer zu fürchten scheint: es wird diffus, scheint sich verflüchtigen zu wollen, während das inzwischen andersrot gewordene Licht sich zu einem verschwommenen Halbmond zu entwickeln versucht; bald erscheinen orangerote, bald Farbtöne, die dein Wortschatz nicht enthält; du kannst die Farben fühlen, sie erleben!

Ganz plötzlich ist das Licht eine Scheibe mit Umrissen, wie sie eine ungelenke Kinderhand mit einem wässrigfarbenen Pinsel malen würde; langsam verstehst du, wo einmal Wasser und Himmel sein wird - der Horizont erscheint, wenn auch noch zögernd, so, als wenn er Angst hätte, zu früh zu kommen, um das Bild nicht zu zerstören.

Wiederum ganz plötzlich ist die klare hellorangerote Sonne über einem klaren Strich zwischen Himmel und Meer wie hingezaubert! Der Nebel hat sich

versteckt bis zum nächsten Morgen, wenn er diese ganze Märchenhaftigkeit wieder begleiten darf. Du ahnst, dass er sich freuen wird, den kommenden Passagieren dieses Traumzuges zusammen mit seinen Kollegen Glühlicht, Himmel und Meer das gleiche faszinierende Schauspiel darzubieten...

Obwohl dieses Erlebnis nur höchstens vier Minuten gedauert hat, bin ich noch das Fünffache an Zeit von den Eindrücken gefesselt. Mein Herzblatt gegenüber hat sich eben auch von den Fesseln gelöst, und ihre Atemluft strömt geräuschvoll aus ihren zusammengepressten Lippen. Überall in dem Zugabteil höre ich ähnliche Kommentare, sehr leise und fast andachtsvoll ausgesprochen. Langsam nur beginne ich, mich auf den Boden der Tatsachen bzw. auf den rüttelnden Sitz unter mir zurückzufinden...

Lange herrscht danach Schweigen in dem Waggon, was für einen südtalientischen Zug nach bisherigen Erfahrungen eine außergewöhnliche Ausnahme ist; doch bald darf ich mich schon wieder ärgern: ein grauhaariger Typ vom Schlage eines Bauerntölpels rülpst und säuft und labert in der Gegend herum, als sei es seine eigene! Mit etwa 50 Phon grölt er seine Erlebnisse, seinen Ärger und seine Schwippsgedanken heraus; mir tut die Frau ihm gegenüber leid, die Gesprächs-, Angriffs-, Geruchsauffangs- und Nikotinhustenziel seiner Ausschweifungen ist.

Mir wird es fast zu bunt, jedoch Dora kommt mir in ihrer unbescheidenen Art zuvor: Silenzio!! brüllt sie durch die Gegend, mit demselben Erfolg wie ich in meiner sprichwörtlich zurückhaltenden Gemütsruhe; der Typ ordinärt weiter in Orkanlautstärke! Ist also nix mit noch 'ner Mütze voll Schlaf, den wir, zumindest ich, so dringend nötig hätten.

Wir kommen also ziemlich gestresst in Catania an.



Alles verlässt die Waggons, und bald sind wir alleine. Ganz alleine!

Ich sag' noch: Wir müssen umsteigen, der Zug fährt nicht weiter. Dora behauptet, der Zug fährt weiter.

Also bleiben wir sitzen.

Und wir sehen, wie auf dem gegenüberliegenden Gleis der Zug nach Siracusa abfährt!

Nein, nicht schon wieder! Warum dürfen wir denn nicht nach Siracusa? Ich beruhige mich aber bald wieder, denn ich denke daran, dass ich ohne den letzten verpassten Zug ja Pompeji nicht gesehen hätte... Und diese Sonnengeburt aus dem Meer sicher auch nicht.

Es ist jetzt immer noch Ostersonntagmorgen, inzwischen kurz nach 7 Uhr, 30. März 1986.

Also steigen wir doch noch aus und pflanzen uns in das hübsche Bahnhofscafé, essen wundervolles Gebäck, trinken Cappuccino und wälzen mal wieder Pläne für die Weiterfahrt.

Während Dora weiter isst, weiter trinkt und weiter wälzt, versuche ich bei der Auskunft Auskunft zu kriegen, wie und wann wir nach Portopalo an der Südspitze Siziliens kommen können. Auch der Auskunftler beginnt zu wälzen, gerät allmählich ins Schwitzen. Schließlich meint er achselzuckend, er wisse nicht, wie's nach Portopalo geht! Prima, denke ich. Und mir fällt plötzlich auf, dass ich die ganze Zeit in Italienisch geradebrecht habe! Seltsam, was so alles geht, wenn man muss... Er rät mir noch, einfach nach Siracusa zu fahren, dort wird's schon irgendwie weitergehen, ich solle halt dort mal fragen.

Guter Mann, denke ich so bei mir, Siracusa! Weißt du, dass wir schon zweimal dorthin wollten?

Als ich noch Geld wechseln will, gerät er schon wieder ins Schwitzen, er sei nur Ersatz-Auskunftler und kein Geldwechsler, sein Kollege sei nicht da und er könne doch nicht... und so. Ich zeige ihm ein 500-Lire-Stück und erkläre, dass dies meine letzten Lire sind und ich Hunger habe und ich doch weiterkommen will... Er lamentiert in sizilianischem Dialekt, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und begibt sich auf die Suche nach einem Schlüssel für die Kasse; er ruft seinen Kollegen zuhause an, findet dann einen Schlüssel und kommt dann nicht mit dem Ausfüllen seines Papierkrams zurecht. Dabei jammert er die ganze Zeit. Leider versteh ich kein Wort, schließlich jammert er ja Dialekt; ich lächle nur recht höflich, wenn er mich mal ansieht zwischendurch.

Endlich hat er es geschafft und händigt mir 231.000 Lire aus (was kurz zuvor noch 350 DM waren), wobei er noch aus seiner eigenen Tasche 1.000 zulegen muss, weil kein Kleingeld mehr in der Kasse ist!! Das sind immerhin rund 90 Pfennig. Als wir alles hinter uns gebracht haben, ist sein Gesicht plötzlich wieder strahlend freundlich, er schüttelt mir herzlich und ausdauernd die Hand mit seinen

kommt um 10 Uhr 50 an. Und was tun wir?

Wir steigen ein, natürlich! Es ist wirklich schwer für uns, nach Siracusa zu gelangen...

Syrakus, wieder eine geschichtsträchtige Stadt! Gegründet von den Griechen 734 v. Chr., Blütezeit im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr.; von den Karthagern erobert, dann von den Römern; sehr gut erhaltene Reste der weit ausgedehnten Stadt, darunter eine Kathedrale, die in einen Athena-Tempel hineingebaut wurde, ein großes griechisches Theater, ein römisches Theater, weit ausgedehnte Katakomben.

Wir allerdings wollen das heute gar nicht sehen, wir sehnen uns nur nach einem Örtchen, an dem wir uns erholen und dann unsere sizilianische Entdeckungsreise starten können.

Es ist Schlag Mittag: trostlos, ziemlich heiß, ziemlich ausgestorben. Uns fällt ein, dass heute Ostersonntag ist, und da wird wohl auch auf Sizilien nicht gerade viel los sein. Und so ist es auch; der Platz vor dem Bahnhof ist wie leergefegt und ausgedörrt, selbst die Schilder an der Bushaltestelle scheinen vor sich hin zu dösen. Es muss aber irgendwo ein Bus abgehen in Richtung Portopalo, wie uns unser schlauer Reiseführer erzählt. Also trinken wir erst mal was Kühles vor einer Kneipe, erkundigen uns bei dem Kneiper und erfahren, dass unser Reiseführerbüchlein zwar Recht hat, es aber vergessen hat, dass an Sonn- und Feiertagen gar nix geht!

Doll, sag' ich. Die Stadt schläft, die Buslinie macht Kurzurlaub, die Autos samt ihren Fahrern halten Siesta, selbst der Wind ist zu faul zum Wehen.

Im Führer steht aber, dass in einer bestimmten Straße Auskünfte erteilt würden, wie man nach Portopalo kommen kann.

Nach eingehender Beratschlagung schultern wir unsere Säcke mit einem Ruck und tingeln ausgestorbene Straßen entlang in Richtung des Zentrums. Jedenfalls dorthin, wo wir es vermuten. Nach einer halben Stunde finden wir es, das Zentrum, und es liegt sogar dort, wo wir es gesucht haben.

Wobei das Zentrum Siracusas der Hafen zu sein scheint. Hochlob uns, den Suchern: wir finden sogar die Adresse, von der ein Bus abgehen soll, jedoch: nix geht ab, wegen Feiertagen und so... Auch ein Busfahrer einer Reisegesellschaft, den wir fragen, zuckt nur die Schultern und meint, wir müssten halt bis Dienstag warten.

Doll, sag' ich, obwohl es eine Wiederholung ist.

Wir trippeln also weiter, und es scheint, als ob sich Frau Hitze in unsere Rucksäcke gelegt hat, denn die werden immer schwerer und heißer am Rücken. Donner, die wiegt aber was, die glühende Dame!

Sei's gelobt! Endlich finden wir einen Andenkenladen auf vier Rädern, der aussieht wie eine Würstchenbude auf dem Volksfest. Und es ist sogar jemand da!

Wir machen Rast und schlapp und wollen den Andenkenbudenbesitzer nach seinen Wünschen fragen. Da *der* uns aber nach *unseren* Wünschen fragt, bemerken wir, wie bescheuert wir schon sind! Sonne und Hitze haben uns anscheinend doch schon etwas geschädigt.

Irgendwann kapiert er trotzdem, und er bietet sich an, uns als Autostopper mitzunehmen.

Hä? Wie war das eben?

Das kam so: als er uns sagte, dass es aussichtslos sei, heute mit irgendeinem öffentlichen Verkehrsmittel an irgendeinen Ort zu gelangen, beschlossen wir, per Autostopp die Auskunftsstelle zu finden. Der nette ältere Herr aber meinte, es sei Siestazeit, und wir müssten schon warten, bis die Fahrer und ihre Autos wieder halbwegs aufgewacht seien; bis so gegen 16 Uhr etwa.

Doll, sag' ich; aber das ist ja schon bekannt.

Irgendwie müssen ihm unsere leidenden Gesichter an die Nieren gegangen sein; er macht uns jedenfalls den Vorschlag, dass wir ganz einfach bei *ihm* den Daumen raus strecken!

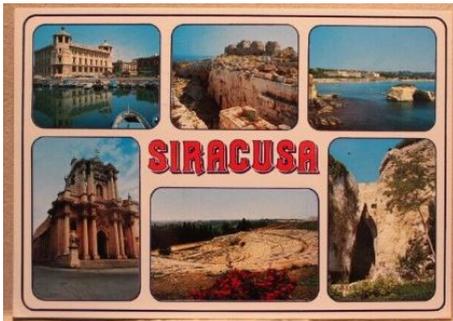
Das tun wir, (ziemlich überrascht und erfreut!), und er schließt seinen 'Laden'. Ob er das so einfach tun kann? fragen wir ihn. 'Ooch, wisst ihr, ich hab' einfach Lust, euch zu helfen; außerdem kommt vielleicht sowieso niemand mehr vorbei, und außerdem kann ich ja meinen Laden nachher wieder aufmachen'; und bei dieser Rede fährt er sich mit dem rechten Handrücken ganz locker unterm Kinn vorbei und schlenkert sie ganz locker nach rechts oben weg. Ich denke, dass dies eine Marotte von ihm ist, aber wir sollten diese Handbewegung noch öfter sehen auf Sizilien...

Wir quetschen uns also in seinen alten, klapprigen Wagen, mit Mühe kriegen wir auch noch unser Gepäck unter. Bevor wir losfahren, will er uns aber anscheinend noch eine Freude machen, man sieht's seinem Gesicht an: Er holt seine Autopapiere hervor und deutet voller Erwartung auf eine besondere Eintragung: Motor hergestellt in der Bundesrepublik Deutschland! Als er uns staunen und freuen sieht, freut er sich noch mehr! Und als wir ihm gar eröffnen, dass wir die Stadt Düsseldorf gut kennen, gerät er fast aus dem Häuschen! Er freut sich so, dass wir uns freuen, so dass es uns noch mehr freut, weil er sich freut usw.

Übers gegenseitige Freuen fährt er endlich los - quer durch das ausgestorbene Städtchen (Wir sind immer noch in Syrakus, so ganz nebenbei bemerkt). Nach gut zwanzig Minuten halten wir schließlich vor einer Eisdiele, die die Touristen-Businformation beherbergen soll - meint unser schlauer Reiseführer. Unser Schofföhr übernimmt die Fragerei, wir das traurige Kopfschütteln; keiner weiß nämlich nix genaues! Es gibt aber an der Eingangstür einen Zettel mit den Busabfahrtszeiten - doll! - den wir schon mal gesehen haben: in unserem Reiseführer nämlich!!

Hängenden Kopfes und Mutes schlurften wir zum Auto, unser Chauffi bringt uns zum Ausgangspunkt zurück und bedauert es unendlich, dass er uns nicht helfen konnte. Wir auch; aber davon sagen wir ihm nichts. Dora will ihm noch Benzingeld geben - sein eben noch väterlicher Gesichtsausdruck verändert sich schlagartig zu dem eines gehohelten Samariters! Schlagfertig gebe ich ihm zu verstehen, dass wir nur einige Ansichtskarten kaufen wollten, wo wir doch schon mal hier sind... Und schon hat er seinen Laden wieder geöffnet!

Puh! Das ging gerade noch mal gut. Wir haben eben gelernt, niemals einem Sizilianer seine Gast- oder Hilfsbereitschaft *bezahlen* zu wollen; das kann mitunter beleidigender sein als ein grundloser Spucker ins Gesicht...



Nach herzlicher Verabschiedung verpflanzen wir uns an eine Straße, die in Richtung Portopalo führt, jedenfalls unserem Richtungssinn nach. Es kommen sogar einige Autos vorbei, einige davon sind nur der Bewegungsgeschwindigkeit nach als ‚Auto‘ definieren, alle aber beantworten unsere nach oben gerichteten Daumen nur mit einem bedauerndem Achselzucken und einer kreisenden Zeigefingerbewegung. Mein messerscharfer Verstand schließt daraus, dass sich alle nur im Ortskreis bewegen, und wir uns dieserhalb etwas nach auswärts bewegen müssen.

Gepäckgeschultert bewegen wir uns also in Richtung Landstraße. Aber irgendwie scheint diese Art der Bewegung heute nicht die richtige zu sein - die Hitze drückt, der Magen knurrt, die Zunge lechzt, die Sohle dampft. Kurzenfußes bleiben wir stehen, nehmen einen Schluck Wasser aus der Feldflasche, und während ich davon hinter einer Hecke wieder etwas davon den Pflanzen spendiere, hebt Dora brav ihren Daumen und tapfer ihre Mundwinkel nach oben.

Irgend etwas schein ich versäumt zu haben, denn plötzlich höre ich ein Fahrzeug halten, und Gesprächsfetzen dringen an mein Ohr. Dem Ruf meiner kurzfristig dominierenden Hälfte gehorchend, beende ich mein Gespräch mit der Hecke, schnappe meinen Rucksack und versuche, mich und mein Gepäckstück so zu verschmelzen, dass wir auf dem Winzding von Vordersitz nicht über die

Seitenauslinie fallen. Dora füllt das Hinterteil aus, mit eben dem ihren und dem Rucksack und diversem Zeugs des Inhabers dieses rollenden Schnapsglases. Also ehrlich: ein solches Fahrzeug würde bei uns wegen Verkehrssicherheitsunzulänglichkeitsdefiziten niemals zugelassen werden können und dürfen, denn selbst ein Mofa könnte es für eine Lücke im Verkehrsgewühl halten und es dabei überrollen...

Reichlich eingequetscht freuen wir uns also, wieder mal weiterzukommen. Der Fahrer freut sich auch, als wir ihm sagten, dass wir auch englisch sprechen. Es stellt sich heraus, dass unserer freundlicher Fahrer Englischlehrer ist, und dass er sich nichts sehnlicher wünscht, als seine Schüler wenigstens einmal auch nur ansatzweise so gut sprechen zu hören wie uns! Ich sinniere, wie das wohl gemeint ist, denn schließlich könnten ja seine Schüler außergewöhnlich unfähige Idioten sein - und somit wäre unsere Sprachbegabung die eines gewöhnlichen Idioten...

Ich bin noch nicht ganz mit meinen Gedanken und der Unterhaltung mit dem netten Typ fertig, da eröffnet er uns schon, dass wir hier aussteigen müssen. Wir sind etwas perplex, weil er doch sagte, dass er bis 10 km nach Avalo fahren würde! Nach einigem hin und her erfahren wir, dass er sagen wollte, er fahre etwa zehn Kilometer in Richtung Avalo, aber Avalo selbst liegt noch etwa 100 Kilometer vor uns! Da sieht man mal, dass man in schlechtem italienisch vielleicht besser vorwärts kommt als mit gutem Englisch!

Der nette Englischlehrer bedauert es unendlich (schon mal gehört?!), dass er abzweigen muss zu seiner Familie, die mit dem Essen auf ihn wartet. Sonst hätte er uns ganz bestimmt noch ein Stück weitergefahren! Steigen wir also aus und suchen wir uns ein Plätzchen, wo wir zunächst mal rasten und dann weiter ‚anhalten‘ können.

Ziemlich trostlos die ganze Gegend, und heiß ist's außerdem. Dora beschließt einen Umzug und ich eine Rast.

Während sie sich hinter einer Hecke umzieht (was man hinter so einem Gebüsch nicht alles tun kann...), raste ich und versuche, mir ein Brot zwischen die Kiefern zu schieben. Donnerundeins aber auch! Da hält doch schon einer, obwohl ich den ersten Bissen noch nicht mal richtig abgebissen habe! Und überhaupt: hab' ich denn überhaupt gezeigt, dass wir mitgenommen werden wollen? Nein! Ich habe ja beide Daumen zum Brötchenhalten gebraucht! Ich äußere also meine Wünsche in Beziehung auf Avalo und unterdrücke rücksichtslos meine Wünsche nach einer Brötchen- und Wassermahlzeit. Kein Luxus gönnt...

Ich frage mich allen Ernstes, was Leute um diese Uhrzeit - es könnte etwa 13 Uhr sein - in einer so gottverlassenen Gegend auf einer so trostlosen Landstraße zu suchen haben? Da muss doch was faul sein...

Der Typ scheint jedoch von uns ganz und gar nicht so zu denken, denn er lädt mich und die inzwischen luftig behemdete Blonde - die er übrigens vorher gar nicht bemerkt hat! - zu sich in seinen blauen Blechkasten ein, der außen Räder

und innen außer viel Staub und Unrat auf den Sitzen auch noch sehr wenig Platz hat.

Recht eingezwängt mal wieder können wir uns in dem Urgetüm der Landstraße kaum schütteln über den vielen Schlaglöchern, und der Staub der Straße und des Wageninneren hüllt uns ein. Doch Dora – tapferes Plappermäulchen - beginnt ein Gespräch, (hätte mich auch gewundert, wenn nicht...) Unser Fahrer versteht unsere Probleme auf das Völligste und verspricht uns, uns zum nächsten Zug zu bringen.

Wir haben ja in unserem schlaunen Reiseführer gelesen, dass es hier noch eine ganz romantische Bahn geben solle, deren Urwüchsigkeit und unkomfortable Härte selbst den Hartgesottensten noch eine Träne der Wehmut und der Sensibilität in die Augen treiben würde. Wir sehnen uns nach solchen Tränen!!! Doch selbst die hartnäckigsten Bemühungen unseres Fahrers bleiben erfolglos: er macht Umwege, weil er glaubt, dass diese Bahn, an deren Geleisen wir schon eine Weile entlang fahren, ganz bestimmt heute noch fährt. Er führt uns siegessicher an eine uralte Bahnstation, um sich mit einem Kumpel zu beraten, der dort arbeitet; er kommt mit hängenden Schultern zurück, um uns zu sagen, dass hier nur noch Güterzüge verkehren, und sonntags sowieso keiner.

Er gibt nicht auf und fragt in einem Dorf nochmals Bekannte, ob wir zugmäßig weiterkommen könnten, und wieder begegnet er uns mit Enttäuschung. -- Na! Wenn's so nicht klappt, dann halt anders, meint er: Er habe sowieso nix zu tun und könne uns auch gleich dahin fahren, wo wir hin wollten!!! So baff war ich selten in meinem Leben, und selbst Dora bringt vor Staunen kein Wort heraus...

Also kurvt er weiter und weiter, bis hin zu einem Knotenpunkt von vier aufeinander treffenden Landstraßen. Er meint, hier könnten wir trotz des trostlosheißen Ostersonntagsnachmittags bestimmt jemanden erwischen, der in Richtung Portopalo fährt; jedenfalls stünden die Chancen nicht schlecht, etwa zehn zu eins. Gegen uns.

Grüßchen, Küsschen, ciao bella, ciao bello, und schon stehen wir wieder an einer Landstraßenecke.

Ich nehme die Gelegenheit beim Schopfe und packe das Brot und das kleine Stückchen Wurst aus, das ich ja schon etliche Kilometer vorher dazu bestimmt hatte, in meinem Magen zu landen.

Wir sitzen auf einem Mäuerchen aus Natursteinen, das einen Wohnsitz umgibt; der Himmel weiß, wer so was mitten in die trostlose Landschaft zwischen einem Landstraßenknotenpunkt gebaut hat, denn ringsum gibt es sonst nichts als eben diese trostlose Landschaft...

Eigentlich völlig egal, denn der Hunger treibt uns zu meinem Wurstbrötchen. Wir schauen uns um und erfreuen uns der Umgebung, und meine kauende Begleiterin macht mich auf einen Busch aufmerksam, der gleich hinter der Mauer

steht: ja, spinn' ich, träum' ich? Das ist ein ausgewachsener Rosmarinbusch, fast so groß wie ich; aber trotz seines schönen Wuchses muss er geschröpft werden: Hast du schon mal trockenes Weißbrot mit herrlicher, sattgewürzter, vor Hitze tiefender Salami mit einigen Büscheln eben geklauten Rosmarins und einigen Schlucken stundenlang in heißer Sonne herumgetragenem Wasser genießen dürfen? Nein?

Dann stelle dir unsere Situation vor, und so was ist dann wie ein Frühstück bei Tiffany's!

Gerade haben wir unser frugales Mahl beendet; ich denke, dass ich endlich mal wieder eine Zigarette drehen kann, hab' sogar schon Papier und Tabak zur Hand - und stecke beides unglücklich wieder ein, weil eben ein Auto hält, ohne von uns angehalten worden zu sein!

Die sind wirklich unmöglich, diese Sizilianer. Die können einen nicht mal feiertags an einer Landschaftsstraßenkreuzung gemütlich Pause machen lassen, ohne einen gleich zu fragen, ob wir Fremde sind und vielleicht irgendwohin fahren wollen?! Na gut, wir geben nach und steigen halt ein...

Drinne sitzen zwei Burschen so um die 25 Lenze alt, und sie bestürmen uns auch gleich mit Fragen. Dora stürmt zurück, und so gibt es erst mal lauter Fragen und keine Antworten vor lauter Chaos. Schließlich gibt der Fahrer etwas ungehalten zu verstehen, dass er ein wenig englisch könne und ich doch den Part des Redens übernehmen solle...

Schmollend schweigt Dora etwa zwei Minuten (!). Vielleicht sinnt sie über neues Vokabular nach? Wir erfahren, dass die Jungens einfach nur so durch die Gegend gondeln mit sich selber und ihrem für hiesige Verhältnisse komfortablen BMW, weil eben nix los ist in der ganzen Umgebung! Keine größere Stadt, keine Abwechslung, kein Leben, kein gar nichts! Die einzige Chance, mal was Aufregendes zu erleben sei eben die Hoffnung auf eine Katastrophe oder ein paar irrgelaufene Urlauber.

Irgendwie plätschert das Gespräch so dahin; der Beifahrer versucht, sein 0-8-15-Taschenmesser gegen mein Messer mit dem Hirschfußgriff einzutauschen; der Fahrer bittet Dora ziemlich unhöflich um Einstellung ihres italienischen Geplauder-Versuches, der Beifahrer muntert sie dazu auf, der Fahrer unterhält sich mit mir in gebrochenem englisch, der Beifahrer labert uns was in schönstem sizilianischen Dialekt ans Ohr, wir labern mehrsprachig zurück - so wird das Chaos herrlich perfekt!

Inzwischen ist uns klar, dass die beiden auf ihrer Spazierfahrt nicht nur Benzin getankt haben. Sie sind aber dennoch nett und zuvorkommend. ...,Denn sie wissen nicht, was sie tun'... kommt mir in den Sinn, und da sie in der Tat nicht wissen, was sie tun sollen, fahren sie uns bis hin in die südlichste aller südlichen Orte Südsiziliens, direkt zu unserem anvisierten ersten Urlaubsetappenziel, nach Portopalo !

Portopalo ist ein nettes kleines Örtchen, zum Meer hin abfallend, mit schönen, gepflegten Häuschen, keines höher als zwei Stockwerke. Unsere beiden halten an einer kleinen Kneipe und versuchen, uns zu ein paar Bierchen zu überreden. Dora spendiert den Zweien je ein Bier und uns beiden zwei gepflegte Eisbecher. Den Typen vergeht bald die Lust an uns, weil wir keinen Bock auf Saufen und Feiern haben; also rauschen sie wieder ab, wahrscheinlich in der Hoffnung auf weitere Abenteuer... Nicht aber ohne einen sehr herzlichen Abschied!

Wir machen uns auf die Suche nach dem Zeltplatz, der hier laut Reiseführer sein muss und den wir als erstes Etappenziel auserkoren hatten, obwohl uns weder die beiden Typen noch jemand aus der Kneipe sagen konnte, wo der liegt. Aber wir hatten ja schon einmal Pech mit unserem Reiseführerlein. Am Ende der kleinen Geschäftsstraße fragen wir noch mal in einem Restaurant (Restaurant? Na ja, nicht gerade das, was *wir* unter einem solchen Wort verstehen...); der Bursche hinter dem Büffet lacht und meint mit weit ausholenden Bewegungen: Camping? Überall am Meer! Das Meer ist dort unten, einen Campingplatz bräuchten wir nicht, und er kenne außerdem auch keinen!

Wir marschieren also weiter, und zwar den Hügel hinauf. Wir versprechen uns von weiter oben einen besseren Überblick - und den haben wir dann auch: Weit vorne in unserer bisherigen Marschrichtung sehen wir etwas schimmern, Dora meint, dass das das Meer sei; ich bin allerdings etwas skeptisch, denn es schimmert nicht am Stück, sondern in viele einzelne Flächen unterteilt, die in das Grün der Landschaft eingebettet sind. Nach einem Kilometer ist noch immer nichts vom Meer zu sehen und wir geraten ins Zweifeln, ob wir überhaupt in die richtige Richtung laufen! Ich schalte jetzt einfach meinen Denkapparat aus und überlasse mich nur meinem Orientierungssinn, der mich noch nie im Stich gelassen hat: also los, halblinks vom Städtchen weg, hinein ins Unbekannte!

Nach einer Viertelstunde oder so wird's irgendwie ungemütlich; uns scheint es in eine Art sizilianischen Dschungels verschlagen zu haben: Überall um uns herum übermannshohe Gräser und Büsche, riesige Agaven mit ihren sieben Meter hohen abgestorbenen Blütenständen, die aussehen wie halbtote Kiefern; mein Kaktus auf der Fensterbank mit seiner stolzen Größe von fünfzehn Zentimetern fällt mir ein, weil ich hier seine Verwandten treffe: regelrechte Buschwerke von drei bis vier Metern Durchmesser und ebenso hoch stellen sich uns hartnäckig in den Weg, Opuntien mit Namen! Überhaupt: was heißt hier Weg? Von einer Art Weg oder Pfad ist schon eine Weile nichts mehr zu sehen, alles ist völlig zugewachsen, überall wächst und grünt und blüht es in einer unvorstellbaren Weise!

Meine Dora, die ausnahmsweise hinter mir geht und mir die Führung überlässt, meldet angesichts des pflanzlichen Tohuwabohus um uns herum leise Zweifel an. Automatisch schaltet sich mein Denkapparat ein, denn dessen Zweifel sind auch

ihm nicht zu überhören! Schnell schalte ich wieder aus, um mich nur meinem Gefühl zu überlassen.

Inzwischen hat Dora Lust auf einen Imbiss bekommen und sich eine schöne rote Kaktusfeige von einem Verwandten meiner kleinen Opuntie daheim gepflückt. Leider ist das Ding genauso stachelig wie der Kaktus selbst, und somit gestaltet sich das Schälen der Frucht ziemlich schwierig: Das Fruchtfleisch jedoch ist äußerst schmackhaft, so in Richtung Honigmelone etwa, allerdings beginnt bei uns bald eine große Spuckerei, denn die Dinger haben unverschämt viele kleine Kerne!

Nach einigen harten Diskussionen mit stacheligen und sonstigen störrischen Pflanzen gelangen wir auf einen Pfad. Der führt zwar etwas von unserer bisherigen Richtung ab, aber wir sagen uns: besser ein Pfad als Krieg mit den Kakteen! Und außerdem: vielleicht ist's dem Pfad wie mit einer Pflanze: wo einer ist müssen auch noch mehr sein.... Ach, könnten wir doch schon am Meer sein!

Inzwischen hat sich das Terrain etwas gelichtet, und wir können außer dem riesigen Dschungelgrün und dem kleinen Stückchen Himmel noch etwas anderes sehen: nämlich das, was sich uns in Vorspiegelung falscher Tatsachen als spiegelnde Meeresfläche von oben her dargeboten hat! Tomaten sind's, wahrscheinlich viele Hunderttausend, überdacht von vielen Hundert Gewächshäusern, deren Plastikplanen in der Sonne schimmern wie Wasserflächen. Ungelogen: das Areal ist so groß, dass wir es kaum überblicken können.

Zwischen den einzelnen Gewächshäusern wuchert die Pflanzenwelt ungestüm vor sich hin, nur unterbrochen von schmalen Zufahrtswegen. Überall liegen neben den Wegen abgeerntete Tomatenpflanzen herum, deren Früchte bei der Ernte noch zu grün zum Verkauf waren und sich zwischenzeitlich trotz gekappter Pflanze zu herrlich roten, festfleischigen Tomaten ausgereift haben; in der Tat ein gefundenes Fressen für uns! Und schmecken tun die! Hmmm, irgendwie besser als die Tomaten bei uns im Supermarkt, obwohl die wahrscheinlich auch von hier stammen...

Mein Gefühl treibt uns weiter, obwohl der Verstand sagt, dass hier alles irgendwie verkehrt ist. Dora vertraut mir, und ich mir halbherzig auch. Einen Horizont können wir immer noch nicht sehen, es ist also tatsächlich völlig ungewiss, wo wir heraus kommen, wenn wir überhaupt herauskommen!

Wir kämpfen uns einmal mehr durch ein Dickicht hindurch, und plötzlich, wirklich urplötzlich! - sehen wir einen Strand und das dazugehörige Meer vor uns liegen! Ah, endlich!

Nicht weit von uns entfernt entdeckt Dora etwas, das nach einer Anlage aussieht und marschiert schnurstracks drauflos. Ein Campingbus mit Deutschen davor steht im Sand vor einem abgewrackten Zaun, und ich frage, ob das wohl der Campingplatz sei? „Ja“ sagt der Campingbushausherr; und sonst nix.

Dora stapft derweil durch eine Menge Unkraut auf ein schief in den Angeln

hängendes, sperrangelweit geöffnetes Tor zu, das ich wegen seinen angerosteten und bewachsenen Gitterstäben für einen Teil der Umwelt gehalten hatte. Alles macht auf mich den Eindruck, als ob ich einen verwilderten, ehemals gepflegten Garten durch die verbotene Hintertür betrete. Auf dem Weg zu dieser Hintertür entdecke ich erst durch zweites Hinschauen, dass dieses ‚Unkraut‘, das hier alles überwuchert, von fast ausgesuchter Schönheit und Farbe ist: winzige Blümchen von kaum fünf Zentimetern Höhe übersäen den Übergang vom Sand zum Land; ein kurzer Rundblick von mir nimmt nur ein Meer von Blau wahr, gesprenkelt von Gelb in seiner leuchtendsten Form; vereinzelt, aber nicht selten, wagen sich größere gelbe Blumen, ihre Köpfe über die der anderen, teppichartigen, zu erheben. Irgendwie gefällt mir diese wilde Romantik, auch wenn alles von Außen etwas verkommen aussieht.

Drinnen sieht's so aus, als wären die Betreiber des Campingplatzes noch nicht auf Urlauber eingestellt: Gleich links vom Hintereingang eine Baustelle, die wohl irgendwann eine sanitäre Anlage mit Duschen und WCs werden will; die Stellflächen sind ziemlich überwuchert und unaufgeräumt; ich habe den Eindruck, als wären wir auf eine Party eingeladen und vier Tage zu früh gekommen...

Nach einiger Weile entschließen wir uns für einen der Stellplätze: Zwar etwas mit Abfall gesprenkelt, aber doch so gelegen, dass uns die Mittagssonne keinen auf den Pelz brennen kann und ihre Schwester, die Abendsonne, uns möglichst lange beglückt; ostwärts eine kleine Mauer, davor die uns schon bekannten Opuntien im Kinderstadium (nicht mehr als einen Meter groß); über unserem Zelt, das wir inzwischen aufgebaut haben, haben sonnenschützend die von links und rechts wachsenden, niedrigen Bäume ihr Astwerk ineinander geflochten; nach Westen zeigt der Zelteingang, von wo uns schon langsam die Sonne durch die Baumwipfel entgegen blinzelt.

Inzwischen haben wir auch den Abfall beiseite geschafft, und so langsam wird's richtig gemütlich. Nach ausgiebiger Dusche fühlen wir uns pudelfrisch, wozu allerdings auch das nicht gerade warme Wasser beigetragen hat: die Wasserspeicher auf dem Dach werden nur durch die Sonne erwärmt, und als wir duschten, schien vorher gerade eine Abwaschorgie stattgefunden zu haben: jedenfalls bekamen wir größtenteils die Frischwasserzufuhr ab, vor allem ich, weil ich erst nach Dora unter die Brause ging... Aber die Kälte hält mich wenigstens noch so lange wach, bis es Essen gibt.

Bei Doras Kochkünsten wird mir aber gleich wieder warm; ein hübsches, alternatives Süppchen gibt es, mit viel Schrot und Korn und so. Die Wärme von Innen ist äußerst notwendig, denn von Außen wird's ganz hübsch kalt: Obwohl die Sonne tagsüber mächtig knallt, (eigentlich logisch, denn nachtsüber knallt sie ja nicht, zumindest nicht bei uns), - also, jedenfalls wird es nachts empfindlich kühl, wenn nicht gar saukalt. Schon jetzt, etwa gegen 20 Uhr, ist textiler Schutz angesagt, und auch des nachts ist es besser, nicht alleine in den Schlafsack zu

kriechen, einen Pullover sollte man schon mitnehmen - falls man keine zusammenschließbaren Schlafsäcke hat, so wie wir. Also Pulli statt Schmusi.

Um uns herum ist es still geworden, wie ausgestorben liegt der Zeltplatz da. Die etwa zwanzig Bewohner von etwa acht Zelten haben sich ins Dorf begeben, wo, wie überall auf Sizilien, so hat man uns gesagt, heute Abend eine riesige Fiesta stattfindet. Wir sind aber viel zu abgeschlafft, wir wollen lieber unsere Ruhe genießen und begeben uns auch bald dorthin: das ist so gegen 22 Uhr.

Wir sind also tatsächlich jetzt in Urlaub, und das erste Mal seit drei Nächten sollte ich tatsächlich Schlaf kriegen?

Das muss ich jetzt einmal genauer ausrechnen: Donnerstag auf Karfreitag: rund vier Stunden Schlaf. Karfreitag auf Samstag: null Stunden. Samstag auf Ostersonntag: knappe zwei Stunden.

Ich bin beeindruckt. Hätte mir das einer vorher gesagt, dass so etwas möglich ist in meinem fortgeschrittenen Alter von immerhin 33 Jahren, so hätte ich nur lauthals gelacht.

Dora, die ja nicht nur ein Plappermäulchen und eine Frohnatur ist, hat auch den Vorzug, dass sie eine absolute Schlafnatur ist: sie kann an jedem Ort zu jeder Zeit einschlafen, und zwar von einer Sekunde auf die andere, und manchmal sogar, ob sie will oder nicht (dazu gäbe es noch einige Anekdoten, hihi, aber das ist wohl hier fehl am Platze in diesem Reisebericht..). Deswegen ist sie mir gegenüber im Vorteil, denn sie hat auf der bisherigen Reise doch bestimmt fünf Stunden mehr an Schlaf herausholen können als ich. Und auch jetzt fällt es mir schwer, die Erlebnisse abzustreifen, während die kleine Blonde in ihrem roten Daunenschlafsack schon eine ganze Weile tief und fröhlich vor sich hin ratzt...

Tag 4

Ostermontag, 31.3.1986

Überhaupt nicht ausgeschlafen nach den vielen Strapazen werden wir Schlag neun Uhr vom Zeltplatzbesitzer geweckt mit der Forderung nach unseren Ausweisen. Der hat vielleicht Nerven! Kann er denn nicht erahnen, nach wie vielen Abenteuern wir endlich seinen vergammelten Campingplatz gefunden haben, und dieserhalb noch völlig erschossen sind und noch etwas Ruhe brauchen, ich, zumindest?

Mist! Dachten wir doch, wir könnten vielleicht einen Tag herauschlagen, weil niemand gemerkt hat, dass wir ankamen. Außerdem dachten wir auch, dass dieses völlig abgewrackte Teil von Campingplatz überhaupt nicht in Betrieb ist. Außerdem sind wir noch müde und ganz gehörig steif, es war fürchterlich kalt

diese Nacht, trotz voller Montur im Schlafsack; und das waren wir ja nicht gewohnt, wir hatten ja die letzten Tage und Nächte in den äußerst angenehmen und bequemen und ruhigen italienischen Zügen verbringen dürfen...

Also gut, wir geben diesem Aufsichtsrat halt unsere Ausweise, und er unterschreibt sogar den Erhalt.

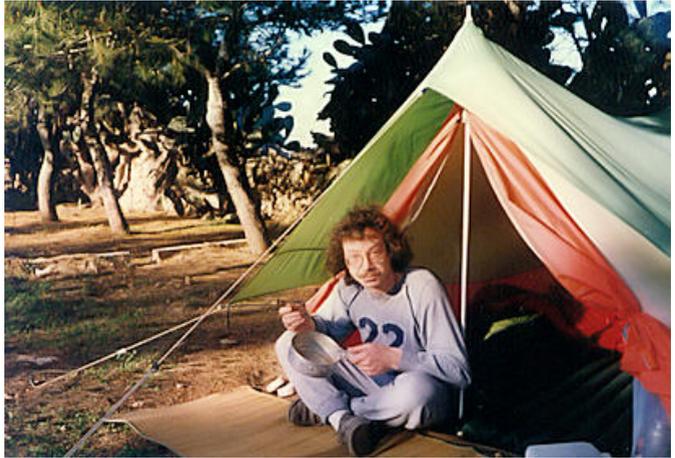
Wir frühstücken ganz toll bei schon etwas wärmerer Sonne so gegen zehn Uhr; wieder einmal erweist sich Dora als ein wahrer Schatz: was sie so hinzaubert auf den Frühstücksstein vor unserem Zelt, grenzt schon ans Wunderbare.



Erstes echtes Urlaubsfrühstück!



Ich schaffe diesen Überfluss nicht an einem Stück; aber eine halbe Stunde später, ..



... vor dem Zelt: 'Siehste! Doch noch weggeputzt!'

Solchermaßen gestärkt und motiviert begeben wir uns auf unsere erste, größere Wanderung zur Erforschung des sizilianischen Landes: Wir wollen bis zur äußersten Südspitze Siziliens vordringen. Jetzt sind wir ja nur in dem südlichsten Ort, ja, sogar noch ein Stück weiter südlicher, denn der ‚Campingplatz‘ (welch ein Wort für diesen Sauhaufen), liegt ja noch südlicher als Portopalo selbst. Aber wir wollen so südlich, wie es nur irgendwie geht.

So ganz ohne Großgepäck, nur mit kleinen Provianttaschen, lässt es sich doch viel leichter marschieren, obwohl es doch bald ziemlich heiß wird, und gleichzeitig kalt: die Sonne brennt nicht schlecht, aber der Wind, der kalte, ist auch nicht ohne.

Dieser Spaziergang erweist sich als ein Traum-Urlaubstag:

Riesige, nach links bis fast an den Horizont reichende Wiesen mit leuchtend gelben Margeriten (was die wohl mit den vielen Blumen machen?), die Wegränder gesäumt mit bis zu doppelmannshohen Kakteen, vorbeifahrende Autofahrer hupen und winken grüßend, oft wird uns ein gutgelauntes ‚Ciao‘ oder auch ein offenes ‚Hallo‘ zugerufen. Die Urlauber in uns sind wohl deutlich zu erkennen, denn wir laufen in Shorts durch die Gegend, während die Einheimischen noch Pullover tragen... Gewiss, die Sonne ist schon ganz schön heiß, aber das merkt man nur, wenn man an einer windstillen Stelle steht; ansonsten bringt der Wind, der ständig und oft auch stürmisch von vorne, also von Afrika her weht, enorme Mengen Kaltluft mit sich. Ja: Kaltluft aus Afrika, kein Scherz!

Im Hochsommer soll sich das aber ändern, wie wir erfahren haben: Dann bringt der jetzt noch fröstelnde Luftstrom ganze Landstriche an den Rand des Verdurstens, über 40 Grad heiß wird er über den flachen Küstenstreifen rasen!

Nun, im Moment bin ich froh, dass ich einen Pulli angezogen habe, obwohl das vielleicht etwas komisch aussieht zu den kurzen Hosen.

Unterwegs sammeln wir noch fleißig Tomaten zwischen den hier immer noch eifrig herum stehenden Gewächshäusern, und als Krönung für unser Picknick finden wir sogar noch einige Rosmarinsträucher, die so mir nix dir nix am Wegesrand wachsen! Und sogar Thymian hat es hier und da, so dass wir unsere Mahlzeit sehr abwechslungsreich gestalten können.

Ja, kann denn Frühling schöner sein...?

Bald haben wir die Südspitze erreicht, die ‚Isola dei due mare‘: Insel der zwei Meere. Es ist schon erstaunlich wenn man sieht, dass zwei entgegengesetzte Meeresströmungen an einer schmalen Stelle aufeinander treffen und die Wellen sich mühsam vorwärtszukämpfen versuchen, bis sie sich schließlich resignierend zusammenprallend in Schaum auflösen. Dieses Schauspiel vollzieht sich von unserem felsigen Strand aus bis hinüber zu dem kleinen Inselchen, das etwa 300 Meter davor liegt.

Auch eine ganze Menge Sizilianer und -innen hat es an diese Stelle gelockt, es erinnert mich irgendwie an die Massen an unserem Badeweiher zuhause, die nach dem Mittagessen den restlichen Feiertag noch im Freien genießen wollen...



*Die Insel der zwei Meere.
Unten aus dem Weltall gesehen*



Wir ziehen uns an eine windstille Stelle in dem Lavagestein zurück, lassen uns von der Sonne bescheinen und laben uns an unserem köstlichen Mal aus mit Meerwasser gesalzten Tomaten und Thymian-Rosmarin-Gemisch. Die Schlemmer zuhause, die ihren Osterbraten vielleicht noch nicht mal ganz verdaut haben, die wissen gar nicht, was ihnen hier entgeht!

Na, zugegeben: gegen eine dicke Scheibe Rinderbraten als Nachtisch hätte ich jetzt nichts einzuwenden...

Als es hier doch gar zu sehr von einheimischen Touristen wimmelt, treten wir den Rückmarsch an.

Und wieder ist es fast ein Traum, durch diese herrliche Landschaft zu wandern mit all ihrer Blütenpracht. Jetzt nicht nur in gelb, auch sehr viel blau und leuchtend rot nicken uns die verschiedenartigsten Blüten im Wind zu. Das ist er also, der vielgepriesene *primavera siciliana*, der sizilianische Frühling, mit Augenweide und Duft ohne Ende!

Längst haben wir uns der Pullis entledigt, sie sind jetzt nur noch Ballast am Gürtel; der wird sowieso immer schwerer, denn wir sind wieder eifrig am

Tomatensammeln. Einige Kaktusfeigen, denen wir über den Weg laufen, werden an Ort und Stelle vernascht, vorsichtiger diesmal: man muss sie nur einige Male auf dem Boden hin- und herwälzen, damit die Stacheln abbrechen, dann vorsichtig mit dem Messer schälen und schließlich genauso vorsichtig essen, weil manche Stachelreste sich einfach weigern, mit dem Schälen aus dem Fruchtfleisch gezogen zu werden! Ganz einfach, und irre gut!



Kaktusfeigenjagd zwischen uralten Getreidesilos



*Naschereien pflücken und dabei den Stacheln ausweichen...
Ich habe eine solche Opuntie im Wohnzimmer: 40 cm groß!*

Bei einigen Bäumen, die von weitem wie Pinien aussehen, will ich Halt machen, weil ich mir einige Samen für meine Bonsai-Zucht verspreche. Doch

finde ich keine Samen! Denn diese Bäume sind nichts anderes als die riesigen Blütenstände von Agaven, die bis zu sechs Meter hoch aus den vielleicht eineinhalb Meter hohen Pflanzen sprießen.

Ungläubig schauen wir die Dinger an: Sie sind so hoch, so fest und so holzig wie ein zehnjähriger Baumstamm, und doch sind sie gerade einige Wochen alt; am Ende ihres Lebens bringt die Agave ein solch kleines Wunder zustande, oft sogar ein größeres, denn wir sind bis zu acht (!) Meter hohen Blütenständen begegnet!! Einfach fantastisch! Mit diesem Zauber warten die Agaven so ca. 10 bis 15 Jahre, und mit dieser Leistung geben sie dann auch all ihren Saft ab und gehen den Weg aller Dinge. Welch ein Abgang...



Am Ende: Eine Agave hat nicht mehr die Kraft, ihren riesigen Blütenstand zu halten...



Die obere Hälfte einer kleineren Agavenblüte, ein etwa 3 Meterstückchen

Nach vielen weiteren ciao-Rufen und Angeboten zum Mitfahren in und auf den unmöglichsten Vehikeln erreichten wir - immer noch zu Fuß - um etwa 16 Uhr wieder unser Lager.

Dora kocht einen Sechskorneintopf mit Tomaten, ich werfe gefühlsmäßig Thymian und Rosmarin von hier rein, Salz und Pfeffer von daheim dazu; Weißbrot und Käse vom winzigen Zeltplatz-Shop runden das Hauptmahl ab. Dazu: Tee von daheim.

Zwei oder drei Stunden später kommt uns ein irgendwie bekannter Dialekt zu Ohrchen: nach näherem Hinhören wissen wir, aus welcher Richtung wir das kennen - es ist unser eigener Akzent!

Da sind doch zwei Typen - ein Typ mit seiner Typin - gerade am Vorbeimarsch und unterhalten sich ungeniert in breitem Mannheimisch! Ich glaub's ja kaum, aber nach näherem Beschnuppern stellt sich heraus, dass die beiden auf dem Stadtteil Luzenberg wohnen, etwas über einen Kilometer von meiner Wohnung im Stadtteil Waldhof-Ost entfernt! Und Dora ist ja ein Ludwigshafener Kind, also auch nicht weit entfernt.

Irgendwie kommt mir der blöde Spruch in den Sinn, wie klein die Welt doch ist... Und genau diesen Spruch werde ich noch einmal ausstoßen müssen, weiter hinten in dieser Erzählung...

Das Hallo ist natürlich riesengroß, es gibt Freude und Gelächter und allerhand Bemerkungen, wie klein die Welt doch sei... Ein Sprichwort, das sich nicht zum ersten Mal bewahrheitet! Ich denke da gerade an den Mailänder Bahnhof, wo ich einem Burschen aus Mannheim begegnet war, bekannt aus einem gemeinsamen Bistro.... Und ebenfalls noch einmal auf Sizilien (etwas später in der Erzählung), und ein Jahr später auf Kreta. Denke mal darüber nach, wie oft du schon in deiner eigenen Innenstadt durch Zufall einem Bekannten begegnet bist, vielleicht sogar in einem Stadtteil, den du äußerst selten aufsuchst. Eher selten oder? Und dann trifft man Menschen aus der eigenen Stadt, Tausend Kilometer entfernt, in einem kleinen Eck, das nicht einmal ein Magnet für Touristen ist...

Die beiden Leutchen laden uns für den Abend zu einer Riesenfete ein, sie haben am frühen morgen in dem kleinen Fischereihafen eine Kiste mit etwa 10 Kilo Fisch für knapp 20 Mark eingehandelt; dies soll für die gesamte Zeltplatzbesatzung reichen! Wir sind uns noch nicht schlüssig und versprechen, am späten Abend vorbeizukommen, falls dann noch einige Fischlein übrig sind (ich und Fisch... igitt!) Aber ja doch, klaro, und wir verabschieden uns auf gut monnemerisch.

Wir begeben uns abends in das Dörfchen, weil ich schon wieder Hunger habe, und wir verputzen jeder eine Pizza (u.a. mit Erbsen drauf!). So gegen 22 Uhr machen wir uns auf den Heimweg, und als wir in Zeltplatznähe vorrücken, riechen uns die gegrillten Fischreste entgegen - irgendwie haben wir plötzlich keine Lust mehr zu irgendwelchen Feierlichkeiten und begeben uns todmüde in

unsere Schlafsäcke.

Vorher muss mir aber Dora noch den schmerzenden Rücken mit der Bienengiftsalbe einreiben, und unglücklicherweise fährt sie sich mit diesen Salbenfingern über die Lippen: das muss höllisch brennen! Sie tut lange kein Auge zu deswegen, und ich steh' ihr bei dabei ... Gute-Nacht-Kuss gibt's deshalb keinen!

Tag 5

Dienstag, 1. April 1986

Kurz vor Sonnenaufgang bin ich schon wach, und ich beneide Dora um ihren tiefen Schlaf. Ich selber bin unruhig, an weiterschlafen ist nicht mehr zu denken, die Neugier treibt mich nach draußen - also begeben wir uns auf Wanderschaft:

Schnurstracks zum Strand, nach links bis zum etwa einen Kilometer entfernten Hafen, über dem eben die Sonne aufgeht.

Während ich im Sand wunderschöne Muschel- und Schneckenhäuser finde, leuchten die ab- und anfahrenden Fischerboote gelb und rot im Licht der aufgehenden Sonne, und das Wasser verwandelt sich in smaragdgrünes, leicht gewelltes Glas, dessen scharf geschliffene Oberkanten das aufgehende Sonnenlicht in vielfältige Farben brechen und in chaotischer Anmut widerspiegeln.

Jetzt ziehe ich die dicke Regenjacke aus, die ich über dem Pulli und dem Jogging-Schlafanzug getragen habe, und den Schal, der meinen Hals gegen den Wind schützen sollte, hänge ich ebenfalls an den Gürtel: kaum ist die Sonne über den Dächern des kleinen Hafens erschienen, wird es auch schon sehr warm.

Im Moment regt sich kein Lüftchen, kein Mensch weit und breit, nur das weit entfernte Tuckern einiger Fischerboote erreicht knapp mein Ohr. Als ich ein strandgelaufenes, verfaulendes Fischerboot erreiche, habe ich nur noch die Jogging-Hose an, der schwere Rest hängt um meine Hüften. Abenteuerlustig versuche ich die Bordkante des Bootes zu ersteigen, aber als mehrmals morsche Planken unter meinen Füßen zu brechen drohen, gebe ich auf. Nicht wegen mir: das Boot tut mir Leid, von mir auseinander genommen zu werden!

Auf dem Rückweg entdecke ich einige sehr schöne Schneckenhäuser im Sand, etwas weiter entfernt finde ich einen Stein von erstaunlich sanfter Beschaffenheit, der von den Wellen wohl über sehr viele Jahrzehnte hinweg zu einem Herz geformt wurde; den will ich Dora mitbringen.

Ich wandere weiter nach links, vorbei an unserem Zeltplatz, die nackten Füße in dem ziemlich kalten Wasser und die Schuhe in der Hand.

Am anderen Ende der halbkreisförmigen Bucht lockt neben total aufgefahrenen Felsfragmenten eine wesentlich kleinere Bucht, in der ein weißes

Häuschen steht, umgeben von zig-hundert kleinen blauen Blumen. Genau das richtige für ein kleines Sträußchen! Und gelbe Kleeblüten gibt's auch noch dazu.

Auf dem Rückweg mache ich auf den riesengroßen Steinblöcken, die unsere Badebucht nach rechts hin begrenzen, eine kleine Rast. Ich schaue ins Wasser und freue mich, wie viel Leben es doch überall gibt:

Im staubtrockenen Sand Spuren von Käfern und Eidechsen; zwischen den Steinblöcken, obwohl schon hoch über dem Meeresspiegel, immer noch Pfützen mit einer ganze Menge Leben drin; ich entdecke eine vielfarbige Meeres-Nacktschnecke, die hier mit Sicherheit in dieser winzigen Einbuchtung zwischen den Steinen nichts zu suchen hat, und befördere sie mit einem breiten Stück Holz in hohem Bogen wieder dorthin, von wo sie angespült wurde. Ihr Element ist wohl das Meer, und kein Asyl, das sie gerade noch so mit Wasser bedeckt.

Schade, dass ich meinen Fotoapparat nicht dabei habe, solche Farben an Schnecken sah ich bisher nur bei Hans Hass oder Capitain Cousteau im Fernsehen.

Noch von Samaritergedanken erfüllt, werde ich urplötzlich zum gnadenlosen Mörder: Zwei Schnaken haben mich entdeckt, und bevor es zu irgendwelchen längeren tätlichen Auseinandersetzungen kommen kann, habe ich sie kaltblütig erschlagen. Das war also eine schnelle, einseitige Aktion, und es tut mir nicht einmal Leid...

Meine Mitbringsel (Strauß und Herz) drapiere ich gerade künstlerisch vor dem Zelteingang, als ich Dora aufwachen höre: Liebes- und dankesvoll werde ich begrüßt - um gut neun Uhr, nachdem all meine Erlebnisse schon Geschichte sind... Aber in meiner Seele sind sie aufbewahrt. Dora will nicht mal wissen, was ich zu früher Stunde getrieben habe! Dennoch gestehe ich ihr, dass ich sie schamlos betrogen habe, gute drei Stunden lang! Die Natur hatte mich verführt...

Nach einer relativ kalten Dusche pflegen wir unsere Körper und -Teilchen noch ein Weilchen, essen Müsli und Milch und Obst und bummeln dann zum Einkauf in die Citta.

Zu Mittag gibt es pane integrale, Frühstücksfleisch und einen supertollen Tomatensalat - natürlich mit frischem Rosmarin. Und Thymian.

Wir gammeln den ganzen Nachmittag in der unmittelbaren Umgebung des Zeltens herum und faulenzen, was das Zeug hält.

Ein Vogel über uns in den Kiefern singt sich mehr als eine Stunde lang die Seele aus dem Leib; als er - wahrscheinlich vor Erschöpfung - aufhört, fehlt uns richtig was in dieser Idylle.

Ich beobachte schon lange - auf dem Bauch liegend - die Ameisen in unserer Gegend, Sie sind überaus eifrig: nicht nur die ausgespuckten Kerne unserer Kaktusfeigen, sondern auch riesige Brotkrümel und sogar die von mir als Köder ausgelegten Wurststückchen schleppen sie mit ungeheurer Kraft und Ausdauer

durch das für sie übermannshohe, fast undurchdringliche Grasestrüpp. Ich bin überaus fasziniert von diesem Treiben!

Von solchem Arbeitseifer überwältigt, schneide ich mit dem Messer manchmal eine Gasse vor einer emsigen Ameise, die sich verzweifelt mit einem übergroßen Brocken über fast unüberwindliche Gebirge in Richtung Heimat kämpft. Und schon wieder überkommen mich Samaritergefühle... Wunderschön ist es, auch diesen kleinen Kosmos zu erleben und einen kleinen Beitrag zu leisten.

Auch Eidechsen hat's hier auf unserem Zeltplatz, ganz schöne sogar. Sie sonnen sich oft auf dem Stein, wenn er nicht gerade unser Esstisch ist, und einmal hat sogar eine in Doras Teetasse geguckt und an dem Inhalt gezüngelt. Wieder bedaure ich, dass ich nicht mein Zoom-Objektiv dabei habe.

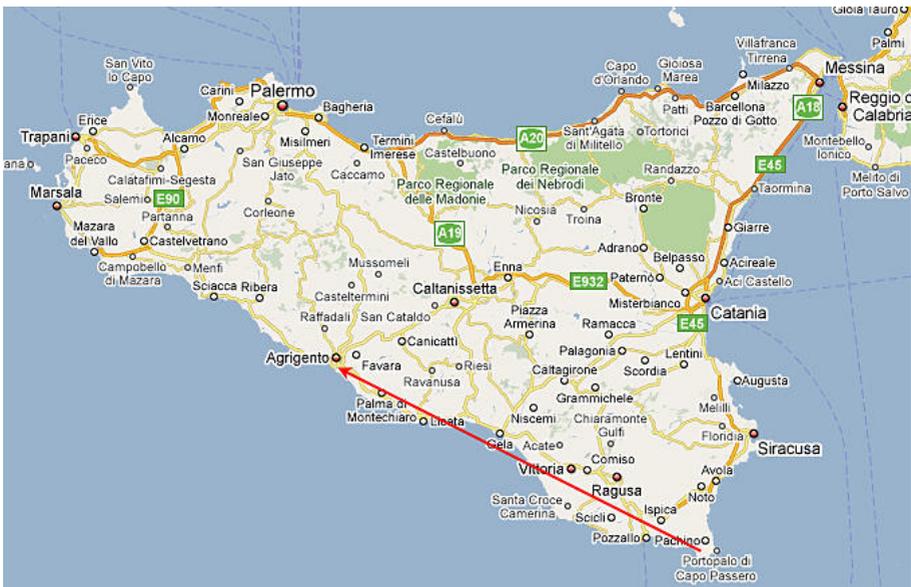
Dora allerdings kann sich mit meinen biologisch-philosophischen Betrachtungen überhaupt nicht anfreunden. Banausin! Pha!

Als sie eine für sich lästige Ameise zerquetscht, haben wir richtigen Stress...

Die Mannheimer machen sich auf den Rückweg, sie wollen die Strecke in einer Woche per Daumen schaffen. Ihren Sizilienführer schenken sie uns, er ist wesentlich besser als unserer. Abends wird es wieder empfindlich kühl: mit Pulli geht's ab in die Schlafsäcke.

Tag 6

Mittwoch, 2.4.1986



Heute haben wir noch mal recht gut ausgeschlafen. Nach dem üblichen, reichhaltigen Frühstück geht's ans Aufräumen, kurz vor Mittag sind wir abreisebereit. Wir zahlen 15.000 Lire und stehen dann auf der Straße. Wohin?

Wir marschieren eine gute halbe Stunde, wollen eigentlich den Bus erwischen, aber der rollt achtlos an uns vorbei, weil wir einen Tick zu langsam waren. Also wieder mal Daumen raus, und auch schon nach wenigen Minuten klapp't: leicht kommen wir bis Ispica.

Eigentlich wollten wir von da ab mit dem Bus weiterfahren, aber das war uns zu teuer. Also während dem Marschieren: Daumen raus! Zwei junge Burschen nahmen uns mit bis hinter den Ortsausgang. Immerhin.

Ich stehe so da und will mir eine Zigarette drehen, während Dora mal wieder den Daumen in die Luft hebt, den aber schnell wieder sinken lässt mit der Aussage: „Oj, *die* Alte mit dem baufälligen Wagen nimmt uns sowieso nicht mit“. Ich sage, während Dora nach dem nächsten Opfer Ausschau hält und ich versuche, meine Zigarette zusammenzukleben: „Hey! *Die* Alte hält!!“ und wahrlich: fast zögernd kommt sie zurück und fragt bescheiden, ob sie uns mitnehmen dürfe. Ich verzweifle fast! Kaum einige Minuten hier, ich wollte gerade eine rauchen, vielleicht etwas die Nachmittagsshitze im Schatten genießen - und schon wieder werden wir vorwärts gedrängt!

Als wir mit unseren Rucksäcken und der alten, schwarz gekleideten Frau auf deren ‚Auto‘ zugehen, stockt uns der Atem: mit so einem DING sollten wir mitfahren? Ich beschwöre Dora, das nicht zu versuchen, da das DING nicht viel größer scheint als unsere zwei Rucksäcke, na ja, vielleicht doppelt so groß. Höchstens.

Das schier Unmögliche findet statt: Wir zwei, unsere Rückenmarterer, die Fahrerin nebst einer Unmenge Gerümpel finden Platz in dem winzigen Gefährt. Aber es fährt. Das Gerümpel sortieren wir etwas um, es steht uns bis zum Hals! Wortwörtlich.

Ein kurzer Check: Die Frontscheibe hat etwa zehn Sprünge oder mehr, die Türscheiben klappern erbärmlich, Innen- und Außenspiegel sind abgerissen, die Türen drohen jeden Moment aufzuspringen, und auf jeden Quadratzentimeter könnte man mit der Fingerkuppe ‚Sau‘ drauf schreiben. Der Wagen ist bis jetzt noch nicht auseinander gefallen, weil er vor Dreck steht. Aber er steht nicht nur, er fährt! Wie er das wohl macht?!

Dora auf dem hinteren Sitz, knapp zehn Zentimeter von uns da vorne entfernt, erfährt bei dem recht schnell angefangenen Plausch (wie auch sonst...), dass die Fahrerin dieses Schrotthaufens vor einigen Jahren in Frankenthal war, wo ihr Sohnmann eine Pizzeria hatte! (Hatte! denke ich, bei so viel Schmutz in Mamas Auto kann eine Pizzeria in Frankenthal ja nicht gut gehen!) Sie ist ganz aus dem Häuschen, als sie erfährt, dass wir nicht allzu weit davon weg wohnen, nur etwa vier Kilometer! (Klein ist die Welt, oder?)

Sie liebt uns, wie sie sagt, und lässt uns mit ein paar Abschiedsküsschen und

,ciao bella, ciao bello' an einer trostlosen Landstraßenabbiegung heraus. Dies ist bis jetzt die absolut ödeste Gegend, in der wir ausgesetzt wurden... In der Nähe muss Gapo Porello sein, aber wo genau, wissen wir nicht.

Also hocken wir uns auf unsere Rucksäcke und warten auf irgendein Wunder. So etwa zehn Minuten. Glücklicherweise habe ich meine vorhin gedrehte Zigarette endlich geraucht! Dora hatte sich gerade hinter einem Buschwerk etwas Leichteres angezogen, obwohl ich der Meinung war, dass hier kein Busch nötig sei, weil sowieso kein Aas vorbeikommen würde. Aber, glaubst du so was?!: In dieser desolaten Gegend gibt's doch noch Menschen:

Ein etwa fünfzigjähriger Sizilianer in einem fast ebenso alten Auto hält und bittet uns in sein Haus, das nur 10 Minuten entfernt sei, lädt uns zu Wein und Essen ein. Sein Haus sei nur für uns da, meint er. Wir sind mal wieder ehrlich angetan von so viel Freundlichkeit, das Wasser drückt's uns die Augen vor lauter Rührung! Als wir höflich ablehnen, dreht er uns brüsk den Rücken zu und verschwindet im Wagen. Wir überlegen gerade, ob wir der sizilianischen Gastfreundschaft nicht etwas zu heftig abgesagt hätten und befürchten ein Massaker - da taucht er wieder auf, freudestrahlend eine Flasche Wein (ohne Etikett, also selbstgemachter) in der einen Hand und drei schmutzige Plastikbecher in der anderen...

Mit seinem freundlichsten weinseligen Lächeln, das er drauf hat, drückt er uns die Becher in die Hand, schenkt voll und prostet uns mit einer Herzlichkeit zu, die mich verblüfft. Dora ist auch verunsichert, schließlich scheint der Mann schon einiges intus zu haben, und in seiner Herzlichkeit schwingt auch eine gewisse Drohung mit. Abwartend steht er da, mit seinem schmutzigen Plastikbecher in der Hand, immer noch herzlich-drohend schwatzend. Dora fordert mich auf, um Himmels Willen zu trinken, und ich sehe ein, dass ich meinen aufwallenden Zorn bekämpfen muss; der Mann ist angetrunken und entschlossen, uns seine Gastfreundschaft anzubieten, wenn nötig mit Gewalt. Mit gemischten Gefühlen heben wir die Becher; uns stößt nicht nur der schmutzige Becher, sondern auch der brühwarne Wein ab, und natürlich auch der recht eklige, schwergewichtige, ungepflegte Mann.

Freundlich lachend (äußerlich) trinken wir also aus.

Als er nachschenken will, hebe ich meinen Becher etwas zur Seite, und der kostbare Wein - zugegeben, herrlich hat er geschmeckt! - tröpfelt daneben. Auch in Dora' Becher kriegt er kaum etwas rein; das liegt aber nicht nur am Zurückzucken von Dora' Becher, sondern auch an seiner Ziel-Ungenauigkeit. Wir merken, dass er stocksauer wird, und unsere Hirne arbeiten auf den höchsten Touren, weil wir da irgendwie rauskommen wollen, ohne dass es Zoff gibt...

Wir loben den Wein über alles, und seine stolzesgeschwellte Brust hebt sich: auf zu neuen Taten! hebt er auch die Flasche wieder an...

Meine Brust schwillt auch an, aber vor Zorn! Doch Dora steht über allem, beschwichtigt mich und dann den so überaus freundlichen Sizilianer, der doch nichts anderes tun will, als der sprichwörtlichen Gastfreundschaft seines Landes Genüge zu tun. Sie lobt ihn und besänftigt ihn, mit überfreundlichem und fast hypnotischem Gesichtsausdruck. Schließlich und endlich, nachdem wir mehrmals beteuerten, wie freundlich er doch sei und wie herrlich gut der Wein, und überhaupt, Sizilien ist eine Wolke! - da gab er uns noch einmal gnädig und stolz seine Hand, wankte zum Abschied etwas und fuhr (betrübt oder zufrieden?, jedenfalls benebelt) von dannen.

Wir zogen ebenfalls ab, so schnell mich meine Beine trugen: dieser Wein war nicht nur gut, sondern auch stark. Auch Dora spürte die Wirkung, die diese Hitze glatt verdoppelte...

Gute dreihundert Meter schaffen wir es, von der Kreuzung wegzukommen, bevor unsere Beine nicht mehr weiter wollen.

Wir und unsere Beine einigten uns auf eine Rast von unbestimmter Dauer, unsere Herzen signalisierten uns Sehnsucht nach Ruhe, unsere Köpfe waren heiß vor Sonne und Wein und den Gedanken, dass wir es schaffen müssten, von dieser staubigen, heißen, trostlosen Landstraße in gemäßigtere Gebiete wegzukommen - schließlich ist schon ewig kein Wagen mehr vorbeigekommen, und die Straße sah auch gar nicht danach aus, als ob so was öfter als dreimal am Tag geschehen würde.

Aber auch hier, doch schon ein Stück von der Kreuzung entfernt, war es so öde und heiß, kein Gebüsch oder ein Schatten spendender Baum in weitem Umkreis, dass wir uns bald wieder in Bewegung setzten; denn Bewegung sei gesund, sagt man, und hilfreich, wenn man weiterkommen will.



Knalleheiß, staubig und leicht beschwipst...

Gut und gerne (gerne? Eher nicht...) sind wir vielleicht vier oder sechs Kilometer marschiert, völlig alleine, ohne jegliches Gefährt zu sehen.

Dann drehe ich mich um, als ich Motorengeräusch höre, sehe, wie Dora einen Tanklastzug anzuhalten versucht: Zwar das erste Geräusch eines Wagens seit Ewigkeiten - aber ein Tanklastzug? Nein. Mein Daumen hängt hoffnungslos nach unten.

Tja, was soll ich sagen? Er hält wirklich! Ich bin ziemlich baff. Noch mehr stutzig macht es mich, als sich das rechte Fenster öffnet und ein älterer, unrasierter Herr uns bereitwillige Gesten macht, einzusteigen. Wieso rechts!? Da muss also außer dem Fahrer noch einer drin sein, und ich werde immer vorsichtiger. Dora läuft aber schon auf den Wagen zu, und da bleibt mit wohl nix anderes, als hinterher zu laufen.

Ich staune: drinnen sitzt wirklich nur einer, und zwar rechts. Später erfahren wir, dass alle größeren Autos auf Sizilien Rechtslenker sind, weil man auf den schmalen Straßen so viel besser abschätzen kann, wie nah man gerade an einer Steilküste entlang brettet...

Unserer Rechtslenker hat ein verschmitztes, faltenreiches Gesicht mit Sechstagebart, ist gut sechzig Jahre alt und uns schlagartig sympathisch: Viele Lachfalten um die Augen, auch der Mund ist ständig am Lächeln. Er sagt, er nehme uns mit, soweit wir wollen; er selber fahre bis Trapani (und das ist an der Nordwestspitze Siziliens!) Wir aber sind immer noch im Süden, unten rechts, und so schnell wollen wir eigentlich gar nicht nach links oben. Also fahren wir erst einmal mit, alles Weitere wird sich schon zeigen.

Es geht herrliche Küstenstraßen entlang, oft auch bis zu zwanzig Kilometer weit ins Innere der Insel. Erstaunliche Landschaften tun sich uns auf: Da öde und nur von kniehohem Gestrüpp bedeckt, hier wieder üppige Plantagen von Tomaten und Zitrusfrüchten, unter den Plastikplanen kaum zu erkennen. Und überall niedrige Blütenmeere, die berühmte Macchia eben: selbst in der ansonsten dünnen Vegetation leuchtet sie mit einer unglaublichen Pracht.

Unser Fahrer erklärt uns zwischen immerwährendem Lächeln und Lachen, lustig zusammengekniffenen Augen und diversen Schlückchen Wein, die er immer wieder aus einer bauchigen Flasche in seine Kehle rinnen lässt, dass es hier ziemlich viele Arbeitslose gibt, weil sich doch alles auf die Bauernarbeit konzentriert - Industrie gibt es so gut wie keine, außer einer Raffinerie bei Caltanissetta oder auch Gela, wo wir durchfahren und es für absolut hässlich halten: Graue, riesige Betonklötze irgendwelcher Industrie verschandeln die Gegend, es ist so trostlos, dass es uns die Sprache verschlägt.

Die Bauern im Süden Siziliens haben nur zweimal im Jahr wirklich viel zu tun, nämlich dann, wenn es an die Ernten geht. Dann werden Hilfskräfte eingestellt, und unser Fahrer erklärt, dass auch viele deutsche Auswanderer dabei sind, die

sich eigentlich ein schöneres Leben erhofft hatten, sich nun als Aushilfsbauern betätigen und trotzdem recht glücklich sind.

So fließen die Kilometer an uns vorbei, und während der verschmitzte Oldie von seinen drei Söhnen erzählt und von seinem Traum der baldigen Pensionierung, bietet er uns immer wieder von seinem Wein an, von dem er immerhin 30 Hektoliter transportiert. Da wir nix nehmen, trinkt er halt selber. Er ist wirklich lieb und humorvoll, fast ständig lacht er; und wenn nicht, dann behält er doch dieses unvergessliche, verschmitzte Grinsen in seinem faltigen Gesicht, und die Augenwinkel sind übersät von seinen Lachfalten. Auch seine Stimme gleicht einem Menschen, der jederzeit losprusten könnte vor Lachen, sich aber doch gerade noch zurück halten kann.

Diesen so überaus sympathischen Mann werde ich mein ganzes Leben in Erinnerung behalten!

Dora sitzt inmitten des Führerhauses, wo kein richtiger Sitz ist, sondern nur die Abdeckung des Getriebes, und führt grandios die Unterhaltung. Ich sitze auf einem richtigen Sitz ganz links mit unserem Gepäck auf, über und unter meinen Füßen. Immer wieder staunen wir über die abwechslungsreiche Landschaft, und immer wieder lachen wir über unseren Fahrer, der so vieles zu erzählen weiß und manchmal ins Stocken kommt, weil er weiß, dass wir ihm nicht richtig folgen können. Dann lacht er selber, wir lachen mit - und wir verstehen (und mögen) uns ganz einfach!

Nach einigen Stunden Fahrt machen wir Rast hinter Licato, und der Verschmitzte will uns doch glatt auch noch die halben Hähnchen an der Imbissbude bezahlen, doch Dora kommt ihm gerade noch zuvor: dürfen wir ihn denn einladen, als Dank für seine Freundlichkeit? Er fährt sich mit den rechten Fingerrücken unter dem Kinn vorbei und lacht! Aber bei der nächsten Rast sei er dran... Diese Handbewegung kennen wir doch schon, von dem Besitzer des Andenkenwägelchens in Catania?

Zu dieser Handbewegung muss erwähnt werden, dass wir sie sehr oft sehen; Es sind viele Interpretationen dazu möglich, je nachdem, welcher Gesichtsausdruck dabei aufgelegt wird: Das kann Hilflosigkeit bedeuten, aber auch Freude, Unwillen, Ärger, Gleichmut, Desinteresse, Neugier oder völlige Neutralität oder sogar Verachtung! Später sollte ich noch entdecken, dass man diese Bewegung auch noch differenzieren kann, indem man zum Beispiel die Finger leicht trommeln lässt oder sie in verschiedene Richtungen unter dem Kinn vorbei wischt. Eine Geste, die so viel Spielraum zulässt, ist mir nie wieder begegnet...

Kurz vor Agrigento verabschieden wir uns von ihm mit vielen Küsschen - ich glaube heute noch seine weißschwarzbärtig unrasierte Wange zu spüren und sehe auch noch die kleinen Tröpfchen der Freude in seinen tausendfältigen

Augenwinkeln. Ich mache noch ein Foto mit ihm und Dora in seinem Führerhaus. Er war ein richtiger Freund für uns geworden in den letzten zweihundert Kilometern, und wir haben das glückliche Gefühl, dass er uns auch mag. Wenn wir nicht so hungrig auf andere Erlebnisse gewesen wären, ich glaube, wir wären liebend gerne mit diesem sympathischen Unikum kreuz und quer durch die Insel gefahren... Wir versprechen, ihm zu schreiben und ihm das Foto zu schicken.



*Unser lieber Weinlasterfahrer, der uns gut 200 km mitgenommen hatte.
Rechts die Abzweigung nach Agrigento, wo ich später im Krankenhaus landen sollte...*

Von dieser Abzweigung der Landstraße aus laufen wir fast eine halbe Stunde bis San Leone. Dort durch die City (wohl wieder etwas hochtrabend, dieses Wort) in Richtung Strand, wo wir hoffnungsvoll irgendwann den Campingplatz finden wollten, den unser neuer Reiseführer verspricht.

Wir sind noch keine 20 Meter am Strand entlang gelaufen, hupt plötzlich ein parkender Wagen: Eine schon ziemlich alte Frau fragt uns, ob wir wohl zum Campeggio wollten, sie würde uns gerne mitnehmen. Wieder mal völlig überrascht und erfreut über das Entgegenkommen der Sizilianer versuchen wir, uns und unser Gepäck in dem Kleinstanto zu verstauen - die ermutigenden Zurufe der auf dem Beifahrersitz gestikulierenden Uroma spornten uns regelrecht an. Schwierig, aber dennoch fahrend statt gehend trödelten wir am Strand entlang; und wir waren trotz der Ungemütlichkeit froh, denn es war doch ein ganz erkleckliches Stück bis zu unserem ersehnten Campingplatz.

Zwischenzeitlich entspinnt sich ein heiteres Gespräch zwischen Dora und Oma und Uroma, und die zahnlose Uralte schließt uns sichtlich in ihr Herz; immer wieder klatscht sie vor Vergnügen in die faltigen Hände oder auf ihre Oberschenkel, die wie die der ‚jüngeren‘ Fahrerin in vielschichtigen schwarzen Röcken stecken.

Nach etwa drei Kilometern oder fünf kommen wir an den ersten Campingplatz, aber irgendwie haben die uns falsch verstanden, oder wir wissen selber nicht, wohin wir eigentlich wollen. Also fahren wir noch ein Stückchen den Hügel hinauf, dort gibt's ja noch einen zweiten Campingplatz.

Das war der Anfangsfehler eines kleinen Dramas!

Eigentlich wollten wir ja schon den ersten nehmen, aber das Schicksal hat es wohl gewollt, dass wir uns auf dem zweiten Campingplatz hoch droben auf dem Hügel absetzen ließen. Camping Leone hieß er, und er war uns schon von Außen sehr unsympathisch. Sehr sympathisch allerdings war der Abschied von unseren Fahrerinnen, mit viel Händeschütteln und Schulterklopfen und sogar einem Bussi werden wir verabschiedet, das ‚ciao bella und ciao bello‘, mit einer Herzlichkeit hervor gebracht, die uns in die Seele geht, hallt noch lange in unseren Ohren nach. Wir winken noch lange dem Wägelchen nach, während wir uns schon entschieden haben, nicht hier oben zu bleiben.

Die Unsympathie rührt schon von der äußerlichen Einrichtung her, es riecht förmlich nach kommerziellem Tourismus und viel Geld. Als ein ‚Diener‘ auf uns zukommt (im Ernst, ein richtiger Diener!) und die vorzüglichen Einrichtungen anpreist, die wir schon vom Eingang aus als nobel erkennen, ergreifen wir die Flucht auf der geteerten Straße hügelabwärts. Dora ruft noch gekonnt einige höfliche Worte in Richtung des Eingangs, während ich schon rucksackgeschultert abwärts tripple.

Sie holt mich schnell ein, und wir geben unserem Unwillen mit vielen ‚ääh's und bääh's‘ Ausdruck, dort oben campen zu müssen. Aber zum Glück haben wir ja unsere Entscheidungsfreiheit.

Dora schreitet schnell voran; ich gehe behäbiger, in die Ansicht der vielen schönen Villen rechts und links vertieft. Hier müssen recht wohlhabende Leute wohnen: keines der Häuser weist mehr als ein Stockwerk auf, Architektur der Häuser und Gestaltung der Vorgärten lassen auf guten Geschmack der Besitzer oder der Architekten schließen. Kurzum: eine idyllische Gegend.

Von rechts kläfft plötzlich ein Köter wie verrückt; nicht größer als ein ausgewachsener Kater stellt er sich doch an, als sei er Lupus, der Wolf. Da er jedoch hinter Gittern sitzt, die sein Areal begrenzen, in dem er zu wachen hat, nehme ich keine weitere Notiz von ihm. Bell' ruhig, bello!

Von weiter unten, noch mal hundert Meter vor der etwa zehn Meter vor mir laufenden Dora, ertönt wütendes Gebell als Antwort auf den Lautangriff des

Katers im Wolfspelz: Ein cremefarbiger Hund von der Größe eines kräftigen Pudels rast uns entgegen, bellt unaufhörlich, schnappt (wie es scheint) spielerisch nach Dora, und rennt, wie ich meine, seinem kleinen Kollegen zu Hilfe. Dort gib'ts aber nix zu helfen, deswegen rennt der Köter halt hinter mir her und kläfft, was das Zeug hält; 'jeden Moment schnappt er über', denke ich.

Es heißt, dass bellende Hunde nicht beißen, und deswegen ignoriere ich ihn absolut. Ich versuche zu Dora aufzuschließen, die schon hundevorsichtigen Vorsprung hat. Außerdem steht in unserem Reiseführer <<...*Wilde Hunde oder genauer verwilderte Hunde sind gelegentlich anzutreffen. Aber keine Sorge: Menschen gegenüber verhalten sich diese Tiere erfahrungsgemäß gleichgültig bis freundlich...*>> Na also.

Urplötzlich spüre ich an der linken Wade einen Schlag, als wenn mir jemand einen Knüppel dagegen geworfen hätte. An die Wade schauen, die tiefe Wunde sehen und dem Köter mit meinem Proviantbeutel eins über die Rübe ziehen war eins!

Aber erst nach dem vierten oder fünften mächtigen Hieb mit der Stofftasche, in der nicht nur Futter und Wasser, sondern auch mein Überlebensmesser steckt (in der Art von Rambo, aber nur 25 cm lang und nur etwa 400 Gramm schwer), zuckt das Vieh ein Stück zurück; der nächste Angriff kommt vorsichtiger, dafür aber mein Beutel zielsicherer und mit aller Kraft in die keifende Fresse! Jaulend und gleichzeitig bellend zieht die Töle davon.

Ich denke noch, dass dieses Messer ja supertoll aufgehoben ist am Boden der Tasche; dann setze ich mich erst mal hin und guck nach, was denn da überhaupt passiert ist. Das Aas hat mich doch voll gebissen, und es scheint, dass ein Stückchen der linken Wade einen neuen Besitzer gefunden hat. Hoffentlich bleibt's dem Biest im Halse stecken!

Dora ist inzwischen schon ein ganzes Stück voraus, sie hat sowieso einen gehörigen Respekt vor Hunden. In ihrer Hast hat sie gar nichts mitgekriegt von meinem Drama. Ich rufe ihr nach: „Hey Dora, warte mal einen Moment!“

Da meine Stimme ziemlich ruhig klingt, ahnt sie nix böses und macht kehrt. Ich hocke da auf der Straße, habe die Beine angezogen und warte, als sei gar nichts passiert. Auf ihre Frage, was denn los sei und warum ich so lasch auf der Straße hocke, sage ich nur: ‚ich glaub, der Köter hat mich erwischt‘, und zeige ihr dabei mein Bein.

Mit einem Aufschrei dreht sie sich um, die Hände vor das Gesicht geschlagen, und immer wieder höre ich „Nein! Nein!“ Ich sehe, dass ihr schlecht wird, entsetzt starrt sie mich mit blassem Gesicht an. Ihre Frage ‚was jetzt?‘ ist nur ein stummer, hilfloser Ausdruck in ihren Augen, sie bringt kein Wort heraus.

In der Tat, es sieht ziemlich übel aus; ein Zehnmarkstück großes Loch, die Ränder etwa jeweils zehn Zentimeter in Richtung Kniekehle und Knöchel auseinander gerissen, nach oben und unten auseinanderklaffend; eine gelbliche, zähe Masse quillt unter den verschobenen Hautfetzen hervor. Aber kein Blut! Warum, stelle ich mir die Frage? Seltsam. Aber auch der Schmerz hält sich in Grenzen, ich betrachte das Ganze mit eher wissenschaftlicher Neugier. Auch seltsam.

Plötzlich ruft eine Frau hinter einem Gartentor hervor: „,momentino!“ , weil sie offensichtlich durch das Gezeter von Dora aufgeschreckt wurde; kurz danach kehrt sie mit einem Tuch und einem Desinfektionsmittel zurück. Nach näherem Hinsehen erkennt sie aber, dass das wohl keinen großen Zweck hat. Sie verzieht das Gesicht, ihr und Dora tut das sichtlich mehr weh als mir. Dora ist unheimlich aufgedreht und gestikuliert und redet unaufhörlich, sie ist richtig von der Rolle.

Die Signora bittet uns herein, und ich humple auf Doras Schulter gestützt durch den Vorgarten auf eine Terrasse, wo ich mich in einen weißen Gartenstuhl fallen lasse. Dort hab ich dann gegessen, mir entgegen meine Kaffeegewohnheiten zwei oder drei Espresso von der liebenswürdigen Frau bringen lassen, zwei oder drei Zigaretten hab ich dazu auch noch gedreht; zwischendurch habe ich mich selbst provisorisch verpudert und verbunden.

Inzwischen hat sich Dora wieder etwas beruhigt; sie plaudert fast unaufhörlich mit der Hausdame, ohne sich nicht aber zwischendurch furchtbar über unseren Hund aufzuregen. Mir ist eigentlich schon seit dem ersten Blick auf mein Bein klar, (den Biss selber hab ich ja gar nicht mal gespürt!), dass ich ohne Hilfe ziemlich hilflos bin. Aber vielleicht hab ich mich deswegen nicht aufgeregt oder bin gar in Panik geraten, weil mir ja schon immer fast unheimlich viele und dabei gar seltsame Dinge passiert sind: und immer ist es irgendwie weitergegangen. Oft nur dadurch, dass ich einfach einen klaren Kopf bewahren konnte und nicht gleich ‚neben mir‘ war.

Wahrscheinlich wäre es auch diesmal irgendwie weiter gegangen, aber ich war jedenfalls wahnsinnig stolz auf meine bessere Hälfte, weil sie durch ihr Benehmen und ihre Fähigkeit, auch mit wenigen korrekten ausländischen Worten, dafür aber mit viel Gestik, sich doch verständlich machen konnte, und dabei gleich die ganze Familie für sich - und uns - eingenommen hat. Zwar verstehe ich ja recht viel, was Hausdame und Haustochter so von sich geben, aber mit dem Reden hapert's doch noch ziemlich. Und gerade in dieser Situation.

Die kleine Tochter, - ein süßes Ding! - wurde aber gleich nach meinem Anblick käsebleich ins Haus zurückgeschickt (wir sahen noch, wie sie würgte, als sie meine offene Wunde sah), und aus den Befehlen der Hausfrau können wir schließen, dass es noch mehrere Kinder im Haus gibt; sie werden aber vorerst unter Verschluss gebracht.

Nun, so hocken wir also da und palavern, d.h. vornehmlich tut das Dora, weil ich ja kaum was rauskriege. Wir müssen auf den Ehemann warten, denn Ehefrau verlangt es so! Das war die heftige Reaktion auf meine Bitte, dass wir jetzt doch wieder gehen könnten, wo ich doch so schön verbunden bin...

Während der Warterei und mit dabei doch langsam auftretenden Schmerzen gucke ich so in der Gegend herum und denke, dass die lieben Leutchen gar nicht so schlecht betucht sein müssen: Der ganze Bungalow, dessen Haupteingang etwa zehn Meter links hinter von mir liegt, komplett aus Klinker; der Weg vom Gartentor bis zu meinem Ruheplatz gut 20 Meter lang, sehr aufwändig gepflastert; die überdachte Terrasse, auf der wir uns aufhalten, in Richtung des zwar nicht sichtbaren Meeres gerichtet, das aber den Geräuschen nach nicht allzu weit entfernt liegen kann; links von mir der Hinterhauseingang, etwa acht Meter entfernt und glastürig, zwei Meter breit. Vor mir noch ein Stück Garten, rund 15 Meter entfernt an seinem hinteren Ende ein gemauerter Kamin und eine Art Klinkerstein-Hundehütte, wahrscheinlich das Holz-Reservoir. Dahinter wird meine Sicht durch einen weiteren Bungalow abgeschnitten, dort, wo das Meer sein muss. Die Blumenbeete sind sehr geschmackvoll eingerichtet, alles Äußere überhaupt zeugt von fürsorglicher Pflege und Liebe.

Irgendwie passt da die liebenswürdige, kleine Frau momentan überhaupt nicht rein, die dauernd keifend ihre aufmüpfigen Bälger ins Haus zurück scheuchen muss: sie sieht ziemlich aufgelöst aus, und zwar nicht in der Art, die so ein unvorhergesehenes Ereignis manchmal bei Menschen auslöst, sondern so, als wenn sie immer so aussehen würde: das ist auch kleider- und frisurtechnisch so zu gemeint. Und damit scheint sie eigentlich gar nicht in diese Umgebung hinein zu gehören. Fast könnte man sie als Hausmädchen aufzufassen, wenn ihre ausgesuchte Höflichkeit nicht wäre, die nur ein echter Sizilianer, der was von sich hält, gegenüber Fremden zeigen kann. Selbst ihr kurzes Keifen mit den Kindern hat noch etwas Höfliches.

Nach einer Weile taucht dann der Herr des Hauses auf: Klein, mir höchstens bis an die Nase reichend, mit schütterem, leicht angegrautem Haar. Genauso wenig überzeugend in dieser ziemlich großspurigen Gegend wie seine Gattin. Aber mit einer Herzlichkeit und Freundlichkeit, die die seiner Frau sogar noch übertrifft! Ich weiß nicht, ob ich in meinem Leben eine so weiche und freundliche Stimme mit einem solch sanften Tonfall je gehört habe... Aber er war auch ziemlich energisch! Kaum hatte er sich angehört, was vorgefallen war, bat er, uns ins Hospital in das etwa 10 Kilometer entfernte Agrigento fahren zu dürfen; ohne einen Blick unter meinen Verband zu werfen, ob es denn auch wirklich nötig wäre. Ja, wirklich, *er* bat *uns* darum, diesen Gefallen tun zu dürfen! Und das mit einer Intensität, die einem Befehl gleich kam, allerdings dennoch bittend. Wie geht denn so etwas? staunte ich. Unglaublich. Ob solcher Überzeugungskraft konnten

wir nicht umhin, ihm diesen Gefallen zu tun... Irgendwie verkehrt, oder? So kam es mir jedenfalls vor.

Dora und ich also rein in den Kleinstwagen, der sicher in der Klinkerstein-Holz-Reservoir-Hütte im Garten Platz gefunden hätte. Auch in der Größe und Sauberkeit widerspiegelt der Wagen den Gegensatz zwischen Haus und Bewohnern... Inzwischen ist es schon fast dunkel, von der Fahrt und der Stadt kriegen wir kaum was mit, außer dass die Stadt ziemlich groß sein muss, verwinkelt und voller belegter Parkplätze rund um das Hospital.

Während der Fahrt hatte der kleine Mann von der Plage der herum streunenden Hunde erzählt und auch erwähnt, dass manche Bewohner eine Flinte im Auto spazieren fahren würden - aus Angst um ihre kleinen Kinder; und auch, dass schon manchem ein gelungener Abschluss (= Abschuss!) geglückt sei! Er selbst kenne aus unserer Beschreibung den Hund, der mich angefallen hat, und hasserfüllt verspricht er, dass dieser getötet werden wird - zumal er doch deutliche Zeichen der Tollwut gezeigt hatte...

Oh, vielen Dank, denke ich; nicht nur, dass unser Reiseführer (der geschenkte von den Mannheimer Leuten aus Portopalo) von ‚dem Menschen freundlich gesinnten herum streunenden Hunden‘ berichtet; jetzt sollte ausgerechnet ‚mein‘ blöder, herum streuender Hund tollwütig sein!!

Als wenn unser netter Fahrer meine Gedanken lesen könne, bedeutet er mir, dass ich eine Spritze zu erwarten hätte und zeigt dabei unmissverständlich auf seinen Bauch in Nabelgegend. Seine Handbewegung mit dem Daumen, der die Spritze niederdrückt und sein schmerzverzerrtes Gesicht dabei lässt mich kaum Gutes ahnen. Und sein Gesicht drückt auch noch ein tiefes Bedauern aus, so als wäre das noch nicht alles...

Wirklich, sehr freundlich und mitfühlend, dieser Mensch. Das Spielzeugauto findet inzwischen eine Parklücke, in die es nicht rein gepasst hätte, wenn vorne und hinten noch Stoßstangen dran gewesen wären, was mir jetzt erst auffällt, als mir Dora beim Aussteigen hilft. Und ich erkenne mit Bewunderung für den kleinen Mann, dass unser Parkplatz nur knapp hundert Meter vom Eingang eines sich dunkel und drohend und alternd vor dem nächtlichen Himmel erhebenden Krankenhauses liegt.

Egal, wie's aussieht: Hauptsache, es ist eine einigermaßen vernünftige Behandlungsstätte. Und hoffentlich nicht für längere Zeit!

Was mich aber in allergrößtes Erstaunen versetzt ist die Tatsache, dass ich am Eingang ohne Aufhebens in einen Rollstuhl verfrachtet werde, während unser so freundlicher Helfer nur kurze Sätze an einen Pfleger richtet. Sofort werde ich durch einen langen, halbdunklen Gang geschoben, und man beeilt sich sogar dabei. Irgendwie komme ich mir vor, als sei ich ein äußerster Notfall, denn überall stehen, gehen und sitzen eine Menge Menschen mit traurigen oder gequälten Gesichtern, und ich denke, dass die's doch viel nötiger haben als ich!

Der Gang allerdings, der ist mir schon etwas unheimlich: Riesig hoch, kalt, irgendwie unheilschwanger erfüllt – und unsagbar fremd und Schauer erregend.

Da sind wir auch schon in einer Art Empfangszimmer, wo mich mein Rollstuhlschieber vor einem Schreibtisch stehen lässt und sich eine Zigarette anzündet. Hinter dem Schreibtisch sitzt ein Beamter - jedenfalls sieht er so aus in seiner blauen Uniform - und raucht ebenfalls. Während Dora aufgeregt erklärt: „fatto un cane!!!“ (Das hat erin Hund gemacht!), gibt unser Fahrer einige nähere Erklärungen ab. Ich halte es für an der Zeit, auch mal was zu tun und zücke die Versicherungserklärung meiner Krankenkasse. Der Beamte gibt sie mir aber fast sofort wieder zurück und fragt lediglich nach meinem Namen und Adresse. Nicht einmal meinen Personalausweis will er sehen!

Verdutzt stecke ich das Formular wieder ein und verspüre auf einmal ein dringendes Verlangen nach einer Zigarette; schließlich sind etwa sieben Personen in dem kleinen Raum, die mir alle als sehr neugierig, aber nicht als ärztliches oder pflegerisches Personal erscheinen, und alle rauchen - bis auf Dora. Und mich, leider. Gerade bekomme ich von meinem kleinen Samariter eine Zigarette angeboten, die ich aber nicht mehr annehmen kann - ich werde schon in den benachbarten Raum geschoben, der nicht einmal durch eine Tür von dem verqualmten Vorraum getrennt ist: drinnen stehen zwei Männer in verblassten weiß-grauen Kitteln um eine hüfthohe Liege und - rauchen! Mir wird ganz anders: sind das tatsächlich Ärzte?

Vielleicht bin ich auch in einer Klapsmühle, weil mir keiner ein Wort glaubt...?

Ruck-Zuck werde ich von irgend jemandem auf die Liege gehoben, einer der ‚Ärzte‘ drückt seine Zigarette im Aschenbecher direkt neben der Liege aus und schaut mir flüchtig ins Gesicht. Es ist geradeso, als würde ich in Mannheim ein Dokument auf einem Amt abstempeln lassen und der Beamte prüft vorher noch kurz mein Foto, bevor er das Dokument genehmigt. Oder auch nicht. Vielleicht werde ich ja als ausländisches Versuchskaninchen missbraucht, und Dora auch, weil sie dabei zusehen muss? Was haben die bloß vor, um Himmels Willen?

Ah! Die blödesten Gedanken rasen durch mein Hirn, vor allem ein Gedanke aber: Bitte eine Zigarette...

Außer den zwei Weißgraukitteln rechts und links neben meiner Bahre sind noch der Beamte, unser Fahrer, zwei oder drei Leute, die meiner Meinung nach nur aus Neugierde hier herumstehen, und natürlich ich und Dora in dem kleinen Raum. Die Hälfte davon raucht genüsslich.

Wo bin ich denn da hingekommen? Wenn ich nicht ab und zu Doras Stimme in dem andauernden Palaver herausgehört hätte - ich glaubte zu träumen. Solche Zustände kann es doch in einem Krankenhaus gar nicht geben!

Die gab es aber doch, wie ich gleich spüren sollte. Mein linkes Bein hatte ich etwas angewinkelt, in der Erwartung auf die lokalanästhetische Spritze (gutes

Wort, gelle?) Stattdessen spürte ich aber ein kurzes Brennen irgendeiner Flüssigkeit und sofort danach einen Stich, dem ein ziemlich langes Ziehen folgte.

Ich seh' kurz nach unten und glaub' es kaum: die nähen doch tatsächlich schon an mir rum, ohne Betäubung! Wahrscheinlich denken die, dass es sowieso schon so weh tut, dass es auf die zusätzliche Schmerzbelastung auch nicht mehr ankommt und sie sich die Spritze sparen können. (Hm, heute, viel später, habe ich ihre Gesichter als seltsam lächelnd in Erinnerung, ich gäbe viel um zu wissen, was das zu bedeuten hatte).

Ich jedenfalls klammere mich beiden Armen an der Liege fest und versuche, keinen Laut von mir zu geben. Bei so vielen Zuschauern und Zuhörern muss man sich doch zusammen nehmen, oder?! (Dora sagt später, ich habe schwer die Luft zwischen zusammengepressten Lippen hervor gestoßen und ziemlich geschwitzt.) Was die Jungs aber genau mit meiner Wunde gemacht haben, konnte sie mir aber nicht sagen, da ihr sowieso schon schlecht genug war; direkt hinsehen konnte sie nicht, nur in mein Gesicht, und selbst das tat ihr mindestens genau so weh wie mir die Tortur.)

Ich bin fast sicher, dass ich die Liege beschädigt habe mit meinen zusammenpressenden Armen, während die an mir herumschnippelten und nähten. Zwischendurch wollte ich auch mal sehen, was da unten an meiner ehemals so strammen Wade passiert, aber ein Arzt oder Pfleger oder Hausmeister drückte mich sofort wieder auf die Liege zurück; wieder mit einem Grinsen im Gesicht.

Irgendwann zeigt mir einer eine Spritze und bedeutet mir, dass ich mich auf den Bauch drehen solle. Gehorsam drehe ich mich um und warte auf die vermeintliche Tollwutsspritze in meinen Hintern. Als mich der eine Arzt an meiner Schulter rüttelt, denke ich, dass er mir andeuten will, ich solle mich entspannter hinlegen. Also lasse ich alles an mir hängen, in diesem Moment fällt mir das sowieso nicht schwer. Aber als er noch mal an mir rüttelt, schaue ich auf und sehe in belustigte Gesichter! Die Spritze war schon drin, und ich habe überhaupt nichts gespürt! Und ich habe nicht einmal eine Ahnung, wohin die Spritze eigentlich ging! Jetzt muss ich auch lächeln, und ich stehe auf. Von alleine!

Das nächste, was ich richtig sehe, ist das besorgte und blasse Gesicht von Dora, dann Leute, die ihre halbgerauchten Zigaretten ausdrücken, und dann den kleinen Mann, der mich fürsorgend am Arm nimmt und herausführt.

Keine Befragung mehr, keine Protokolle, kein Bürokratie - rein gar nix! Ich bin tatsächlich unheimlich verblüfft. War's das wirklich schon? Hey, mach das mal in Deutschland! Ohne Personalausweis, Versicherungskarte, Sozialversicherungsnachweis, Verdienstnachweis und vollständige Aufzählung der noch lebenden Verwandtschaft kannst du ja nicht mal zum Notfall-Pickelausdrücken in ein Krankenhaus gehen...

geschafft falle ich in den ungepolsterten Beifahrersitz. Von der ‚Heimfahrt‘ kriege ich kaum was mit, - außer Doras liebevollen Händen in meinem Nacken -, und irgendwann befinden wir uns wieder in dem Haus der hilfsbereiten Sizilianerfamilie.

Jetzt geraten wir schon wieder ins Staunen, denn das Innere des Hauses ist genauso gegensätzlich wie das früher geschilderte Benehmen der Bewohner und vor allem der Umgebung des Hauses, die ich so bewundert hatte!: Wir geraten in einen Küchen-Ess-Raum, voll mit Möbeln, die ich gerade vom Sperrmüll geholt hätte. Im Hintergrund eine Küchenzeile, die um die Ecke geht, und die aus dem Neckermann-Katalog stammen könnte, mit allem Pipapo und so. Dazwischen Frau und drei Kinder, die aus dem Märchenbuch stammen könnten: Die Signora, immer noch sehr einfach gekleidet, ein absolut spärliches Mahl auf der modernen Küchenzeile köchelnd; ein Mädchen von etwa sieben Jahren, ein Junge mit vielleicht acht Lenzen auf dem Buckel. Ein Junge-Mädchen (?), das ich auf etwa vier Jahre schätze und das sichtlich mongoloid ist, tummelt sich zwischen den anderen beiden Kindern auf dem schmutzigen Sofa hinter dem Esstisch.

Im ersten Moment ist es mir etwas peinlich, denn ich konnte noch nie richtig mit behinderten Menschen umgehen, ich hatte irgendwie Schiss davor. Als ich aber dann die beiden Kinder mit dem kleinen Mongoloiden spielen sehe, wird mir echt ganz warm ums Herz. Das Kleinste wird ganz stolz zuerst Dora vorgeführt, und ich finde es wahnsinnig toll, wie sie darauf reagiert: unheimlich liebevoll und voller Lob für die stolzen Eltern! Nun ja, Dora ist studierte Sozialpädagoging. Kein Zug in ihrem Gesicht zeigt, dass das Kind vielleicht eine idiotische Zukunft haben wird in den Augen der meisten Menschen. Auch die Eltern und die Geschwister könnten das wissen, aber sie behandeln das kleine genauso, als wenn es ein normales kleines Kind sei. Und wieder muss ich sagen, dass ich noch nie ein so herziges und inniges Familiengefühl kennen gelernt habe; es gibt einfach kein missgeborenes Kind in dieser Familie, sie sind alle absolut echt und gleich!! Ganz entfernt spüre ich, was ‚Glück‘ bedeuten kann...

Jetzt aber kommt schon wieder eine Peinlichkeit auf uns zu: die Familie will ihr Essen mit uns teilen! Ursprünglich hat die Hausfrau wohl Bratwürste mit Kohl gemacht, gerade ausreichend für die Familie. Jetzt aber stellt sie noch zwei zusätzliche Teller hin, für Dora und mich, und darauf landen die Würste und etwas Kohl - der Rest des Kohls geht auf die Teller der Familie.

Jetzt hört aber die Gastfreundschaft auf! denken Dora und ich fast gleichzeitig. Wo gib'ts denn so was!

Wir schneiden von unseren Würsten je zwei Drittel ab und verteilen sie gegen den Protest der Eltern an eben jene und die Kinder. Trotz der Einwände der Eltern, dass wir als Gastfreunde das Vorrecht auf die bessere Bewirtschaftung

hätten, erkennen wir Lob und Freude in den Augen der Kinder und Eltern. Und ziemlich beschämt essen wir unseren Teil, weil wir wissen, dass eine weitere Verweigerung nur den Unmut unserer Gastgeber herauf beschwören würde.

Eine Diskrepanz tut sich mir auf: herrliches Haus, frugale Mahlzeiten? Ist das die Erklärung für einen bestimmt erheblichen finanziellen Aufwand für dieses Haus?

Während des Essens musste ich immer wieder freudig feststellen, wie das kleinste von den anderen Kindern verhätschelt wurde: jeder wollte es füttern, den Mund abputzen oder einfach nur mal knuddeln zwischendurch. Und dazu die warmen, vor Stolz strahlenden Augen der Eltern... Eine echte Familienidylle.

Anschließend wollten wir uns auf den Weg zum Zeltplatz machen, aber das wurde uns vom Hausherrn strikt verboten: Er sei fast fertig mit dem Bau einer Ferienwohnung ganz in der Nähe, und damit er wisse, ob auch alles in Ordnung sei, bevor er sie an Touristen vermieten könne, sollten wir so doch einfach testen... (Wieder ein Indiz für diese Einschränkungen bei der Auswahl des einfachen Abendmahls?)

So blieben wir also noch eine ganze Weile bei der so glücklichen Familie, hörten uns Geschichten der Kinder an, durften ihre Zeugnisse kommentieren und erfuhren auch eine ganze Menge über die Familie selbst: Den Bungalow und das kleine Ferienhaus habe er mit eigenen Händen in der Freizeit gebaut, dafür sei eben nicht sehr viel Geld übrig zum Leben, aber mit der Ferienvermietung hofft er, dass das alles ein wenig besser wird, und schließlich wolle er seinen Kindern ein besseres Leben ermöglichen...

Viel gab es zu erzählen, und immer wieder forderte der kleine Hausherr auch mich zum Reden auf; zwischendurch testete er auch ab und zu, ob wir – vorzugsweise ich – auch seinen Reden folgen könnten, die er sehr langsam und mit klaren, deutlichen Worten an uns richtete. Tatsächlich verlor ich immer mehr meine Scheu und erzählte auch einige kurze Dinge. Dabei zeigte er ein außerordentliches Talent: Nicht nur Dora verbesserte er oft, ohne dabei irgendwie schulmeisterlich zu wirken; bei mir erzielte er sogar enorme Fortschritte, indem er mir oft Worte vorgab, die mir gerade fehlten, und mich dann mit einer unerreichbaren Freundlichkeit zu besserer Aussprache hinführte. Auch flocht er immer wieder Fragen ein, die mich spielerisch zwangen, meinen eben erlernten Wortschatz zu wiederholen. Und wie er sich dabei freute, dass er Erfolg mit seiner Methode hatte, stand buchstäblich in seinem Gesicht geschrieben! Und ich selber freute mich nicht weniger darüber. Schließlich ist es so, dass ich ungeheuer viel verstehen kann, oft mehr als Dora – aber vor dem Sprechen habe ich einen immensen Bammel; keine Ahnung, warum. Vielleicht wollte ich mich einfach nicht blamieren, schon gar nicht im Beisein von Dora, obwohl ihre

Sprachkenntnisse beileibe nicht die besten sind und sie eher radebrecht als spricht; aber sie hat wenigstens den Mut dazu! Und vor allem konnte ich ja, wenn ich musste; wie in Catania, als ich Geld wechseln wollte und dabei, ohne es richtig zu merken, doch ganz schön ins Palavern kam.

Auch die Kids wollten natürlich eine Menge erzählen, und ausgerechnet ich war der gesuchtere Ansprechpartner von uns beiden... Die kleinen freuten sich fast noch mehr als der Papa, wenn ich ihnen Antwort gab; und zwar richtig gesprochene! Richtig aufgedreht waren die Kleinen - und alle Großen irgendwie auch...

Es wurde recht spät, und Papa führte uns in unser Nachtquartier, das er uns mit vor Stolz geschwellter Brust vorführte.

Tag 7

Donnerstag, 3.4.1986

Ein tolles Häuschen hat er sich da hingestellt, der kleine Mann; mit seinen eigenen Händen erbaut und nur wenig an Facharbeitern benötigt! Klasse.

Zweigeschossig, je zwei Zimmer, Küche, Bad und WC. Der Blick geht direkt aufs Meer, das ein Stück weiter unten liegt und direkt über eine Steintreppe zu erreichen ist. Vor diesem Ferienhäuschen gibt es noch drei andere, aber die können den herrlichen Ausblick nicht trüben. Rechts und links stehen auch noch einige andere Neubauten.

Wir haben herrlich geschlafen in den Betten, auf denen sogar schon Matratzen lagen; wir haben natürlich unsere Liegematten drübergelegt. Die Schlafsäcke konnten wir als Schlafdecken benutzen, denn es war recht angenehm vom Klima her, keineswegs so kalt wie draußen.

Als ich am Morgen aufstehe, spüre ich mein Bein doch ziemlich arg, es schien auch ganz dick zu sein. Den Verband wollte ich aber nicht aufmachen, obwohl ich gerne gesehen hätte, wie es drunter aussieht...

Wir sitzen gerade beim Frühstück, das wir uns in der kleinen Küche zubereitet haben, als unser Hausherr auftaucht und sich zu zuallererst über mein Befinden erkundigt. Er bleibt bei uns sitzen und tratscht mit uns, bis wir fertig sind. Danach eröffnet er uns, dass er uns jetzt nach Agrigento fahren wird, damit ich zu meiner dringend notwendigen Tollwutspritze komme. Widerspruch ist zwecklos, und außerdem, das gebe ich ja zu, bin ich tatsächlich auf seine Hilfe angewiesen...

Diesmal haben wir mehr Gelegenheit, diese Stadt zu bestaunen, denn erstens ist es heller als gestern, und zweitens kurvt unser Chauffeur kreuz und quer durch die Stadt, immer wieder fragend, wo wir denn eine solche Station finden könnten. Ein Polizist schließlich hat den rettenden Einfall: er gibt über Sprechfunk an seinem

Kleinstmotorrad diese Frage durch, und kurze Zeit später schon erhält er die Antwort; nicht weit von unserem jetzigen Standpunkt gibt es eine U.S.L. (was so was wie eine Apotheke mit ärztlichem Charakter sein soll).

Kurz danach stehen wir vor einem Eingang in einem steinalten Haus; in diesem Eingang tummeln sich eine Menge Leute, sitzend oder stehend, und warten auf irgendwelche Hilfe. Unser Helferlein schnappt sich meine Bescheinigung, tappst nach vorne um Auskunft einzuholen, und tappst kurz danach wieder zurück: wir stehen am Ende der Reihe, und erst wenn diese fertig behandelt wurde, sind wir dran. Basta.

Als ich schließlich den kleinen Raum betreten darf, erschrecke ich nicht wenig: Es sieht fast genau so aus wie in dem Behandlungszimmer im Krankenhaus! Nur dass hier noch alles Mögliche an Verbandszeug, Spritzen und Medikamenten nicht nur aus den halbgeöffneten Schränken quillt, sondern scheinbar wahllos in der Gegend herum liegt. Ein fetter Mann im ehemals weißen Hemd liest sich meine Bescheinigung durch, danach zeigt er fragend auf seinen Bauchnabel und dann auf seinen Hintern; ‚nee, mein lieber, in den Bauchnabel nicht!‘ denke ich und zeige ihm meine Rückseite. Er grinst (schon wieder einer mit diesem Grinsen!), zieht eine Spritze auf und donnert sie mir (mit einem Grinsen) ins Hinterteil.

Als ich auf meinen Verband zeige und unser netter Samariter erklärend einschreitet heißt es nur lapidar: diese Station ist eine kostenlose Hilfe für die Bevölkerung, was Medikamente angeht, aber in meiner Bescheinigung steht nicht, dass ich auch einen neuen Verband brauchen würde. Auch die Wunde säubern könne er nicht, da müssten wir schon woanders hin. Da blick' doch einer durch, Mann!

Was jetzt? Selbsthilfe? Keine Ahnung. Ich erfahre nur noch, dass ich ab jetzt *unbedingt* in genau festgelegten Zeitabständen neue Spritzen bekommen muss: übermorgen, dann in einer Woche, dann in zwei, in vier, in acht und zwölf Wochen, alles von heute an gerechnet. Das kann ja lustig werden, denke ich; ich muss also noch zweimal auf dieser Insel, egal wo wir dann sind, eine solche Station finden...

Männchen fährt uns wieder zurück und will uns überreden, dass wir doch noch in seinem Ferienhaus bleiben sollen, bis es meinem Bein besser geht. Irgendwie können wir ihm klar machen, dass wir es doch vorziehen unser Zelt aufzubauen, und irgendwie gelingt uns das auch, ohne ihn zu beleidigen.

Wir packen unsere Sachen, verabschieden uns noch von der lieben Familie, und wir müssen versprechen, dass wir sie vor unserer Weiterreise noch mal besuchen – was wir natürlich äußerst gerne tun werden!

Wir werden noch bis zu dem Campingplatz hinunter gefahren, den wir ja ursprünglich anvisiert hatten, und dort entlässt uns unser neuer Freund mit

schwerem Herzen; auch uns ist es ganz komisch. Aber wir werden uns noch einmal sehen...

Im Nachhinein fällt mir ein, dass wir ja den ganzen Vormittag herumkutschiert wurden – hat der liebe Mensch vielleicht seine Arbeit wegen uns liegen gelassen? Schließlich war er am Vortag ja auch erst gegen 17 Uhr von seinem Job zurückgekommen...

Es ist jetzt dreizehn Uhr etwa, und nachdem wir unser Zelt aufgebaut haben, gammeln wir den Rest des Tages einfach nur so vor uns hin. Am Abend verwöhnt mich Dora wieder mit ihren fantastischen Kochkünsten, wobei ich allerdings etwas dazu beitrage: Bravo, bella!

Tag 8

Freitag, 4.4.1986

Den ganzen Vormittag haben wir es ruhig angehen lassen, nicht zuletzt auch deswegen, weil ich doch ‚etwas‘ Schmerzen hatte. Gegen Mittag aber halte ich das Nichtstun nicht mehr aus, und wir machen uns auf den Weg nach Agrigento, um das Tal der Tempel zu erkunden.

An der Bushaltestelle in San Leone fragt uns mal wieder ein jüngerer Sizilianer, ob er uns nicht mitnehmen könne, im Auto sei es doch angenehmer als im Pullman. Pullman? Was is'n das? Na, so heißen die Autobusse hier.

Auf dem Weg nach Agrigento entwickelt sich – mal wieder – ein lebhaftes Gespräch, und der Junge schlägt uns vor, doch einfach mit ihm nach Hause zu kommen, wo Frau und Baby mit dem Mittagessen warten, wir können sicher etwas davon abhaben, er wäre sehr stolz, uns seiner Familie vorstellen zu können, er würde uns auch anschließend zum Tal der Tempel fahren, blablabla...

So landen wir schließlich in Villasete; in einem größeren, etwas kahlen Mietshaus erreichen wir über die Außentreppe den zweiten Stock, und oben können wir tatsächlich Signora Rosanna und das Baby Rajan kennen lernen. Und nicht nur die beiden... Es wird eine Menge an Obst und frischem Gemüse aufgetischt, getratscht und gelacht, und zwischendurch ruft Rosario die halbe Verwandtschaft an und erzählt stolz von 'seinen Freunden aus Deutschland'. Es dauert auch nicht lange, da trudeln irgendwelche Tanten und Onkels und auch Opa und Oma ein, jeder brachte irgendetwas zu futtern und zu trinken mit, und ehe wir es uns versahen, war eine prächtige sizilianische Gaudi im Gange! Als Rosario auch noch seine Gitarre herausholt, ist die Stimmung perfekt.

Dora kommt natürlich nicht umhin über mein Missgeschick zu berichten: 'fatto un cane!' ('hat ein Hund gemacht!') erzählt sie, und deutet auf mein Bein. Ich

wurde von allen Anwesenden gedrängt, doch das Missgeschick einmal zu zeigen, und so ziehe ich das Hosenbein hoch (zum Glück ist es ziemlich weit, ansonsten wäre ich nicht umhin gekommen, die Hose komplett herunter zu lassen); schon schlägt die Stimmung um: immerhin ist der Unterschenkel komplett unwickelt, und das stachelt den Zorn der eben noch so gutgelaunten Leute an! Zeternd und schimpfend und wild gestikulierend verfluchen sie sämtliche Hunde der Insel, nicht wenige von ihnen müssen auf der Stelle dran glauben, weil sie mit unsichtbaren Flinten direkt aus dem Wohnzimmer heraus erschossen werden. Das dauert aber nicht allzu lange, und alles geht wieder zu gemütlicher Plauderei über.

Wir indes überlegen fieberhaft, wie wir uns aus dieser Affäre ziehen können, ohne dass nicht alle beleidigt über uns herfallen...

Schließlich zeige ich Erschöpfung und Schmerzen, und es dauert nicht lange, da steht der allgemeine Beschluss fest: für den jungen Freund aus Deutschland ist es das Beste, wenn er sich in seinem Zelt ausruht... Uff, mal wieder gut gegangen.

Der Abschied ist überaus herzlich, wieder Bussies ohne Ende, und viele Male 'ciao bella, ciao bello'!

Rosario verspricht, uns am nächsten Morgen zum Tal der Tempel zu fahren, und abends wolle er uns wieder abholen und mit anderen Freunden unsere neue Freundschaft feiern. Wir schlucken unsichtbar für ihn einige Male sehr schwer, denn diese Gastfreundschaft scheint uns doch viel zu aufdringlich zu werden. Außerdem wollen wir ja sowieso weiter, nachdem wir diese Ausgrabungsstätte erkundet haben. So willigen wir halbwegs ein und erklären, dass wir nur noch kurz in dieses berühmte Tal schauen wollen, danach würden wir mit dem Pullman zurück fahren.

Roy (so sollen wir ihn ab jetzt nennen, denn alle seine Freunde tun das), ist beruhigt und setzt uns in Agrigento direkt bei den Tempeln ab. Damit wir noch ein wenig Spaß haben sollen an diesem Abend, schenkt er uns noch eine Kassette mit seinen eigenen Gitarren-Liedern; die sind übrigens wirklich recht gut, wie ich viel später zu Hause erst hören kann.

Kaum ist er außer Sicht, stellen wir uns an die Bushaltestelle. Es ist so gegen 18 Uhr, und in einer halben Stunde wird ein Pullman fahren. Aber so lange brauchen wir nicht zu warten, denn schon wieder werden wir gefragt, wohin wir möchten! Ich sinniere, was hier so verkehrt ist: Es gibt wesentlich mehr Anhaltende als Anhalter!

Etwas gemischter Gefühle steigen wir in ein wieder einmal winziges Auto, aber die nette Signora fährt uns tatsächlich direkt bis an den Eingang unseres Campino. Einfach sagenhaft, wie man hier vorankommt.

Wir sind ein klein wenig enttäuscht von diesem Tag, weil wir ihn nicht so nutzen konnten, wie wir es eigentlich wollten. Aber erstens schien eh keine Sonne, zweitens war es sehr windig, und drittens: Die kleine Enttäuschung wich

sehr schnell der Erkenntnis, dass die Tempel auch morgen noch stehen, während wir im Leben vielleicht nie mehr einen so wundervollen Nachmittag bei völlig fremden Menschen genießen dürfen!

Tag 9

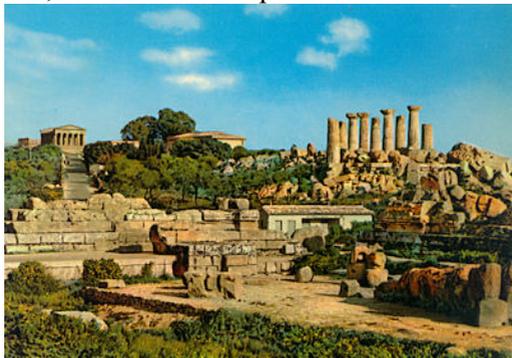
Samstag, 5.4.1986

Heute ist Spritz-Tag Nr. 2!

Also machen wir uns schon gegen acht Uhr auf die Socken; zufällig fährt der Camp-Mitbesitzer gerade nach San Leone, und er nimmt uns mit bis zur Bushaltestelle dort. Von da ab geht's mit dem Pullman nach Agrigento. Erstaunlich schnell finden wir dort den ‚Behandlungsort‘ vom letzten Mal wieder: Der Laden ist zwar offen, aber der Spritzenmann kommt erst um zehn Uhr. Was macht man da?

Ja! Das reichhaltige Frühstück, das wir in einer Bäckerei um die Ecke finden, verputzen wir gemütlich auf einem Mäuerchen in einer Seitenstraße. In der Bäckerei hat Dora eine zweistöckige Torte für unsere hilfsbereite Familie bestellt, die wollen wir später nach unserer Besichtigungstour abholen und unseren Gastgebern vor unserer Weiterreise als kleines Dankeschön präsentieren.

Die Spritze um kurz nach zehn Uhr in diesem seltsamen ‚Laden‘ ist ja nichts Neues mehr, außer dass mir irgendwie komisch wird nach einiger Zeit: recht heiß im Kopf, wie bei Fieber, und auch etwas schwindlig; die Unsicherheit beim Gehen wird aber schon bald danach etwas schwächer, geht aber erst nach Stunden ins Belanglose über - bis dahin fühle ich mich wie mit Grappa-Watte im Kopf ausgefüllt, und manchmal überkommen mich daher Zweifel, ob ich eine Tollwutspritze bekommen hatte oder eher ein Teufelszeug, das mich abhängig machen und auf diese Insel und den seltsamen ‚Läden‘ bannen sollte... Diese Fieberideen vergingen aber glücklicherweise schon während des Weges zu unserem nächsten Ziel, dem Tal der Tempel:



Anschließend sind wir nämlich und endlich durch das Valle di Templi, dem Tal der Tempel, gelaufen: Grandios! Monumental! Kolossal! Kein Wunder, dass die Griechen neidisch sind auf die hier sehr gut erhaltenen Geschichtsreste.

Wir sind von der Größe und vor allem von der Anzahl der steinernen Zeitzeugen mächtig beeindruckt. Vor allem ich:

Schon in einer kleinen Burg im heimischen Odenwald spüre ich fast das Treiben des Mittelalters um mich herum, aber hier erstarre ich manchmal fast vor Ehrfurcht, wenn ich diese Säulen der beeindruckenden Tempel berühre; ganz besonders tief geht dieses Gefühl aber, als ich mich im Schatten eines über eintausendfünfhundertjährigen Olivenbaumes in der Nähe des Concordiatempels zur Rast niederlasse – Ich möchte kaum noch aufstehen, so sehr fesselt mich die Geschichte dieses uralten lebenden Wesens; ich höre diese Geschichte in den leise raschelnden Blättern, den leicht wogenden Ästen, und ich spüre sie in dem unglaublich knorrigen, verwinkeltem Stamm, in dessen Schoß ich mich mit geschlossen Lidern als Gast gekuschelt habe; ein Gast, der, wenn einen ganzen Tag Zeit dazu wäre, sicherlich mitsamt der Umgebung verschmolzen wäre und eine besondere Art der Zeitreise erleben würde.

Auch Dora spürt die tiefe Ergriffenheit in mir und lässt mich träumen, bis ich mir selber einen Ruck gebe. Ich streichle noch einmal die Mulde, in der ich weit über eine halbe Stunde lang verweilt habe, und wünsche diesem weisen, stummen Freund, der so viel erzählen kann, alles Gute für seine weiteren Erlebnisse seiner hoffentlich noch lange währenden Geschichte. Aber auch Dora möchte den Baum mit sich selbst in Erinnerung behalten; - Ich entgegne brüsk, dass dies *mein* Baum ist, sie soll sich doch einen anderen suchen! Was sie auch tat!

(Ich kannte mich gar nicht wieder... Sonst teilen wir doch sonst alles?)





Bilder der Anlage:



Castortempel

Selbst mein schwergewichtiges Dagegenlehnen kann die Säule nicht erschüttern...

Concordiatempel



Unterwegs...



Sagenhaft, dieser Blütenflor und sein Duft!





Ein gestürzter Träger eines Tempeldaches: Danebengelegt, würde ich reichen vom abgebrochenen Fuß bis zum darüber liegenden Brocken... Rund 12 Meter Tempelträger liegen hier auf dem Boden! Möge er in Frieden ruhen.

Ein ganz besonderes Foto muss ich hier unbedingt kommentieren:



Um dieses Bild des Junotempels schießen zu können, musste ich mich über eine bröckelige, niedrige Steinmauer quälen; dahinter ging es recht holprig und recht steil bergab. Dora rief immer wieder besorgt, ob ich den jetzt völlig plemplem sei, das muss doch nicht sein, das ist zu gefährlich!

Doch: es *musste* sein! Ohne Weitwinkelobjektiv konnte ich den Tempel aus einer anderen Sicht nicht vollständig aufs Bild kriegen! Mir wurde ja selber ganz mulmig dabei: Hinter mir ziemlich viel Luft nach unten, vor mir das marode Mauerlein, an dem ich mich mit der linken Hand festhielt. Aber mir gelang mir dann doch dieses Foto.

'Jo!' werdet ihr denken, 'und was ist so besonders daran, außer der Schwierigkeit der Aufnahme?' Ich sage es euch:

Einige Wochen waren wir schon wieder zu Hause, als Dora mir aus einem Buchladen eine Kunstkarte mitbrachte; sie hatte sich an mein Foto erinnert:



Caspar David Friedrich hatte offensichtlich im Jahr 1830 an fast derselben Stelle gestanden wie ich im Jahre 1986: Vielleicht einen Meter weiter links, und sehr erkennbar eine Menge mehr Meter weiter hinten! Oder gab es damals auch schon den Boden nicht mehr, und sein malerisches Genie hat ihn einfach dazu gedichtet?

Ich war - und bin! - jedenfalls höllisch stolz, den Blick eines alten Meisters eingefangen zu haben, ohne vorherige Ahnung....

Der Caspar muss auf einem anderen Weg hier herauf gekommen sein, sonst hätte er nie die Ruhe gefunden für diese geniale Malerei.

Ich dagegen hatte für mein Foto einen genialen Absturz riskiert!

Mein Bein schmerzt nach der insgesamt über fünf Stunden dauernden Lauferei durch das Tal der Tempel jetzt überaus heftig, und irgendwie denke ich, dass mir nicht nur von der Sonne noch heißer geworden ist. Gut fühle ich mich jedenfalls nicht gerade, eher im Gegenteil. Immerhin habe ich ja ein Loch in der Wade, und zwei Risse von dort nach oben und unten; das erkannte ich im Krankenhaus in Agrigento deutlich, habe es aber bisher verdrängt: Abenteuer sind wichtiger!

Was mir erst am Schluss der Wanderung aufgefallen war: ich hatte Vogelgesang vermisst! In so reichhaltiger Blüte zwischen den Ruinen müsste es doch zwitschern ohne Ende?

Erst zu Hause lese ich irgendwo, dass Sizilien früher stark bewaldet war. Die vielen Eroberer in den vergangenen Jahrhunderten hatten aber für den Schiffsbau gründlich dafür gesorgt, dass nur noch in etwa der Mitte der Insel eine kleine Waldgegend übrig blieb! Außer den Bäumen sind auch Vögel und fast alle Säugetierarten ausgerottet worden; übrig sind manchmal Marder, selten auch Mäuse und Ratten. Kleine Echsen sind noch häufiger anzutreffen, wenn man Glück hat. Eidechsen hatten wir ja schon auf unserem steinernen Frühstückstisch auf unserem ersten Zeltplatz begrüßen dürfen!

So machen wir uns auf den Heimweg, nicht ohne vorher noch die Torte beim Bäcker abzuholen und auch noch einen Strauß Blumen zu besorgen. Mit dem Pullman zurück nach San Leone, von dort werden wir schnurstracks wieder – ohne den Daumen rauszuhalten! – freundlich bis zum Campino mitgenommen. Vorher aber stakseln wir noch die dreihundert Meter den kleinen Hügel hoch zu unseren lieben Helfern, obwohl ich schon beinahe nicht mehr kann, ich bin fast völlig im Eimer:

Die Leutchen sind ja so was von gerührt über unsere Geschenke, dass es uns etwas Feuchtigkeit in die Augenwinkel treibt – ebenso wie der ganzen Familie! Papa versucht mich zu überreden, dass ich doch mein Bein auf einem Stuhl ausruhen könne, alle würden uns bedienen, wir bräuchten einfach nur da zu sitzen und es uns gut gehen zu lassen, und überhaupt würden sie uns doch so gerne noch eine Weile bei sich haben wollen...

Die Enttäuschung ist sichtlich groß, als ich erkläre, dass ich mich nach nichts anderem als meinem Zelt sehne; denn wenn ich mich jetzt hier niederließe, so käme ich bestimmt nicht mehr hoch... Genau das stachelt Samariterchen noch zu einem letzten Versuch an: Wir könnten doch wieder im Ferienhaus übernachten!

Ich bleibe hart, so schwer es mir auch fällt; aber mir geht es echt nicht gut, ich will wirklich nur in unser Zelt und dort ausruhen, bis es besser gehen wird; und außerdem würde mir das Gefühl der Freiheit irgendwo verloren gehen. Ich weiß: schwer zu verstehen, oder? Aber es ist nun mal so: Ich befinde mich in einem Abenteuer und nicht in in einer behüteten Umgebung... Dora guckt mich an und stimmt meinen unausgesprochenen Gedanken zu!

Der Abschied ist ziemlich ergreifend. Wir alle, einschließlich der Kinder, drücken und herzeln uns, kein Auge bleibt trocken dabei. Immer wieder heben die Kinder auch das süße Behinderte zu uns beiden hoch, damit wir es auch ja richtig verabschieden; es schaut zwar vermeintlich dumm und verständnislos, dennoch aber sichtlich glücklich, und es breitet sogar ganz kurz seine Ärmchen nach uns aus...

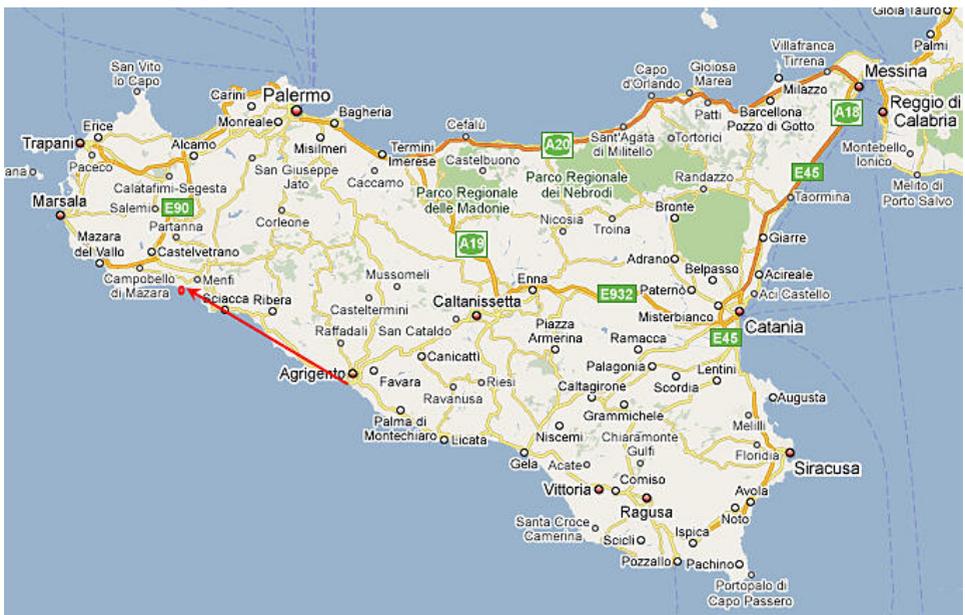
Uff uff, ich bin froh, als wir wieder am Zelt sind, das war schon sehr nahe an der Gefühls-Schmerzgrenze.

Und außerdem habe ich das Gefühl, dass mein Unterschenkel doppelt so dick ist als früher. Zusätzlich pocht es so, als ob sich da in der Wade ein Gefecht abspielen würde: will da was raus oder rein? Unangenehm, wenn nicht gar übel. Aber da muss ich durch, wir haben schließlich Abenteuerurlaub, und ich bin mitten drin - einen Rückzug kann es keinesfalls geben!

So gegen 19 Uhr gibt's dann noch ein köstliches Abendessen: Eine Pilz-Kartoffel-Eier-Pfanne, mit mediterranen Kräutern aus der unmittelbaren Umgebung verfeinert: Lecker, lecker! Um nicht zu sagen: ein kulinarisches Gedicht am Abend...

Tag 10

Sonntag, 6.4.1986



Am Vormittag bin ich gerade am Umziehen vor dem Zelt und stehe in Unterhosen da, als mich eine junge Deutsche anspricht auf meinen Verband: was ich denn da wohl hätte? Kurz ist die Story erzählt, und da eröffnet sie mir, dass sie Krankenschwester sei und ganz zufällig auch Verbandszeug dabei habe; ob sie mir nicht den Verband wechseln solle? Klaro, bin heilfroh drum!

Als das Ding ab ist – was gar nicht so einfach war, denn es klebte ganz schön fest -, da sehe ich zum ersten Mal das Ausmaß der Behandlung im Krankenhaus (Dora guckt natürlich auch zu, und ihr wird schon wieder schlecht!): Die Naht ist komplett 17 cm lang; in der Mitte, wo das Loch war, ist die Naht etwa X-förmig, weil sie ja das Loch nicht komplett zunähen konnten, sondern die Ränder einfach irgendwie zusammen ziehen mussten. Alles in allem gesehen eine saubere Arbeit muss ich sagen (wobei ‚sauber‘ natürlich wirklich nur die Arbeit an sich betrifft...)

Nachdem die nette junge Frau das Bein gesäubert und wieder verbunden hat, empfiehlt sie mir, dass ich spätestens alle zwei Tage den Verband wechsele; ganz besonders, weil ich das Bein ja nicht schonen kann und deswegen die Wunde immer wieder nässen wird. Verbandszeug würde ich überall dort bekommen, wo es auch Camping-Gas für unseren Kocher gibt; und die gibt es ja überall.

Dora kommt natürlich mit ihr ins Plaudern, und so erfährt sie, dass ich auch schon zwei Tollwutspritzen bekommen habe! Auf die Frage, wie es mir denn danach so geht und meiner entsprechenden Antwort, erklärt sie mir schlicht und ergreifend: „Das ist doch kein Wunder, mein Junge! Du hast Fieber wie Hund!“

Klasse, denke ich, kein Wunder, dass es mich in der kalten Nacht von Außen fröstelt und von Innen hitzelt...

Sie klärt uns darüber auf, dass mein Körper bis zu 40° aufgeheizt wird, um im Körper das Gegengift der Spritze für das Tollwutgift so richtig in Schwung zu bringen, damit es auch wirkt.

Klasse, denke ich.

Die Schwester beruhigt mich aber auch gleich wieder: das würde nur so etwa sechs bis zehn Tage dauern...

Klasse, denke ich schon wieder, richtig klasse! Noch etwa acht Tage lang mit 40° Fieber und Schmerzen durch Sizilien latschen! Und was ist mit Urlaub?

Nachdem ich ihr dankenderweise die Kosten für das Verbandszeug erstattet habe, kommen wir noch ein Weilchen auf unsere weiteren Pläne zu sprechen. Sie wolle mit ihrem Freund, der genau wie sie aus Berlin stammt, von Agrigento aus quer durch die Insel wieder nach Messina zurück, um von dort aufs Festland zu wechseln. Die beiden haben schon Palermo besucht und empfehlen uns dringend, diese Stadt einmal anzusehen!

Das hatten wir sowieso vor – Sizilien ohne Palermo? Undenkbar! Sie gibt uns noch einige Tipps, vor allem einen tollen Schlafplatz empfiehlt sie uns: direkt vor den Toren der Stadt am Strand... Wir zweifeln doch etwas; in Palermo, der

Hochburg der Mafia, im Freien campieren? Sie erklärt uns, dass die Mafiosi an Touristen eigentlich überhaupt nicht interessiert seien, es sei denn, sie stinken nach Geld, dass es nicht aus-zuhalten ist. Und die Eingeborenen selbst seien eigentlich ganz passabel, außer allein reisenden Frauen gegenüber, da könnten die jungen Männer schon mal aufdringlich werden. Die Sizilianer nämlich haben so gut wie keinen Kontakt zu Mädels, so lange sie nicht verheiratet worden sind, und da können die Hormone schon mal außer Kontrolle geraten...

Wie gut, dass Dora nicht alleine weiter reist, denke ich. Obwohl: mit einem Krüppel wie mir im Moment ist ja nicht gerade gut anzugeben, oder?

Dann empfiehlt sie uns noch, unsere Rucksäcke keinen Augenblick aus den Augen zu lassen; und mir rät sie ganz besonders, meine Kamera nicht offen um den Hals zu tragen und auch meine Stofftasche mit dem Proviant doppelt am Rucksack oder dem Gürtel zu sichern: Die Tausenden Mofafahrer seien nicht nur im Fernsehen so dreist und klauen im Vorbeifahren alles, was nicht dreifach gesichert ist!

Aber insgesamt gesehen sei Palermo eine Stadt, die man unbedingt besucht haben muss... Wir sollen uns doch einfach überraschen lassen.

Über diese Plauderei geht der Vormittag seine Wege, und wieder einmal gibt es einen Abschied; der fällt aber diesmal nicht so theatralisch aus wie bei unseren kleinen Sizilianern.

Gegen Mezzogiorno, also Mittag, brechen wir auf, zahlen 10.000 Lire (rund 15 DM), und begeben uns in Richtung San Leone zur Bushaltestelle, wo wir nach Agrigento umsteigen wollen; von dort wollen wir mit dem Zug weiter.

Wohin? Das werden wir sehen, wenn wir am Bahnhof sind.

Es ist jetzt kurz nach zwölf Uhr mittags; wir sind noch keine hundert Meter vom Zeltplatz weg, da werden wir angehalten (verrückte Welt, erwähnte ich es schon?): Drei junge Männer in einem weißen BMW erklären sich spontan bereit, uns bis zum Bahnhof in Agrigento zu fahren; sie hätten sowieso nicht zu tun an einem so langweiligen Sonntag, und da würde ihnen der kleine Ausflug gerade recht kommen; und außerdem wären sie stolz, zwei Touristen behilflich sein zu können!

Sie packen unsere Rucksäcke in den Kofferraum, und danach uns in den Wagen. Was mir in diesem Moment gar nicht bewusst wird ist, dass ich auf dem Beifahrersitz lande (wo ich eigentlich Dora gern gesehen hätte), Dora aber auf dem Rücksitz zwischen den beiden anderen Jungs eingekleimt wird. Aber schlagartig wird mir dieser Gedanke wieder aus dem Sinn genommen, weil alle unheimlich nett sind und wir uns prächtig in Italienisch und Englisch unterhalten. Prachtburschen sind das, ehrlich!

Zwischendurch verstehen Dora und ich aber kein einziges Wort, weil die Burschen ihren sizilianischen Slang auflegen – und der hört sich für uns an wie

süd-kirgisisch oder schlecht artikuliertes weiß-russisch. Oder so.

Während der lustigen Plauderei tauschen wir allerlei Erfahrungen aus, und ich höre da irgendwie einen seltsamen Unterton bei allen dreien, den ich aber nicht deuten kann. Der Junge direkt hinter mir zeigt mir stolz sein (nachgemachtes) Schweizer Taschenmesser, und ich zeige ihm mein Messer mit dem Hirschfuß (hatten wir das nicht schon einmal, letzten Sonntag?). Er will natürlich seines gegen meines tauschen, aber ich erkläre ihm, während ich mit dem Daumen über die Klinge meines Hirschmessers streiche, dass das wohl zu scharf und die Klinge zu lang sei für ihn in seinem Alter.

Schon haben wir den Salat!

Die Burschen sind urplötzlich überhaupt nicht mehr freundlich, sie zetern in ihrem Dialekt, dass mir angst und bange wird.

Und Dora?

Die habe ich ja schon eine ganze Weile nicht mehr gehört während dem Hadern um mein Messer! Ich drehe mich um und sehe, dass sie ziemlich zusammengekrümmt zwischen den beiden auf dem Rücksitz hockt, die Arme vor der Brust verschränkt. Da schwant mir Böses...

Ich frage den Fahrer, mit mühsam beherrschter Stimme, warum wir denn in die Berge hochfahren, statt ins Tal hinunter nach Agrigento? Der aber versucht, mich zu beschwichtigen und säuselt, dass da oben eine Hütte sei, in der wir ungestört etwas rauchen könnten, oder falls wir wollten, auch noch was anderes...

Jäh packt mich der Zorn!

Dora hinten, wissend, dass sie belästigt wird und die Gangster nichts anderes vorhaben, als sich mit ihr zu vergnügen; hinter mir der Bursche mit dem Schweizer Taschenmesser; neben mir der Fahrer, der mir gerade offenbarte, dass wir in eine Drogenhöhle fahren...

Ein kleiner, fast erstickter Schrei hinter mir: Dora!

Die beiden haben ihre Brüste umklammert, wie mir ein winziger Augenblick nach hinten offenbart. Ob der Bursche hinter mir noch sein Taschenmesser in der Hand hat, weiß ich nicht; in diesem Moment ist es mir auch ziemlich egal, denn ich bin kurz vorm Ausrasten!

Ich bücke mich blitzschnell zu meinem Stoff-Proviantbeutel, in dem ja auch mein Überlebensmesser liegt; das Hirschmesser trage ich an der Hüfte, aber das scheint mir nicht schreckhaft genug. Ich erkenne mich überhaupt nicht selbst, als ich lauthals nach links schreie, in Richtung des Fahrers:

„Dora, ich zieh' die Handbremse, dann sofort raus aus diesem Wagen!“

Mit der rechten Hand erwische ich mein Messer, das immerhin die Nachbildung des Rambo-Messers ist, und lege es über meine Schenkel, ohne dass es die hinten sehen können – der Fahrer allerdings erschrickt nicht wenig! Wahrscheinlich meint er auch, dass ich ihn angeschrien habe, ich hab mich ja nicht ganz

umgedreht bei meiner Brüllerei.

Zugegeben, mir ist ziemlich schlecht in diesem Moment, denn das geht erstens gegen meine Natur, und zweitens haben ja die anderen beiden noch Dora zwischen sich... Muss ich wirklich Gewalt anwenden? Mir bangt so sehr davor, dass, wenn ich stehen würde, meine Knie mich nicht mehr tragen könnten! Ich *kann* das doch nicht!

Eine Frage schießt mir durch den Kopf, eine winzig kleine Frage, die aber alles entscheiden kann:

Was nun, was tun?

Da geschieht etwas Unerwartetes: Der Fahrer bremst recht heftig, so dass der Wagen auf dem staubtrockenen Weg etwas ins Schlingern gerät, und ich fürchte schon, dass wir jetzt um einen Kampf nicht umhin können. Ich fühle, dass ich blass werde, leichenblass wahrscheinlich, und ich verkrämpfe mich fast in den Messergriff.

Muss ich es wirklich tun?

Ich fürchte, ich muss es, immerhin ist Dora in arger Klemme - und ich auch...

Meine Gedanken rasen, mein Puls rast, und meine Gefühle rasen hinterher; oder umgekehrt? Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken und fühlen soll, bin völlig konfus. Ein einziger klarer Gedanke beherrscht mich aber: Bitte nicht das Messer benutzen müssen, bitte nicht!

Der Wagen kommt zum Stehen, und jetzt bin ich völlig außer Fassung: der Fahrer bedeutet mir mit Handzeichen, dass ich mein Messer wegstecken solle, bevor es die anderen sehen. Laut sagt er, mit fast unnatürlich ruhig wirkender Stimme auf Italienisch: „Okay Jungs, wir fahren zum Bahnhof.“

Das alles hat nur wenige Sekunden gedauert: vom Umsehen nach Dora, über meinen Brüller und das Messerzücken, bis hin zum Stillstand des Wagens. Mann, ich sage dir, es waren wahrscheinlich die längsten Sekunden meines Lebens. So was erlebst du sonst nur im Fernsehen, gestreckt auf viele schreckliche Minuten.

Der Fahrer wendet den Wagen; es herrscht eine Totenstille, bis wir endlich – tatsächlich! – nach rund 25 Kilometern am Bahnhof in Agrigento ankommen. Während uns der Fahrer die Heckklappe aufmacht und wir unsere Rucksäcke heraus hieven, fragt mich doch wirklich einer der Jungs in einer seltsam ruhigen, irgendwie schon entschuldigenden Art: „Du warst doch bestimmt mit ihr schon oft zusammen, oder?“ Ich: „Si, mille volta!“ Er: „Dürfen wir dann denn nicht wenigstens ein einziges Mal?“ Beherrscht, aber mit trotzdem scharfer Stimme entgegne ich: „No, condannamente, no!!!!“ Woher ich dieses Wort für etwa 'verdammtnochmal' kannte, ist mir bis heute rätselhaft... Danach rauschen sie ab, etwas geknickt, wie mir scheint.

Im Nachhinein sieht die Sache doch nicht mehr so schrecklich aus, wie sie uns in dieser Situation vorgekommen war. Auch Dora meinte noch: irgendwie seien

die jungen Burschen doch arm dran, mit ihren gut 22 Jahren haben sie noch nie eine Frau berührt, und so schlimm seien sie doch auch nicht gewesen, und überhaupt... Blablabla... So ist sie halt, meine Dora: redselig, vertrauensselig, und sozial eingestellt bis zum Äußersten. Bis wirklich dahin? Nee, beruhigt sie mich, *das* hätte sie dann doch nicht zugelassen...

Wir nehmen uns liebevoll in die Arme, glücklich, dieses diesmal weniger positive Abenteuer überstanden zu haben. Trotzdem sinnieren wir noch vor uns hin: Was wäre gewesen, wenn die hormonverrückten Jungs uns einfach aus dem Wagen geschmissen hätten? Ohne unsere Rucksäcke? 25 Kilometer weit in abgelegener Gegend? Und Dora vielleicht noch mehr leiden hätte müssen als ich? Mein Messer und ich: Hätten wir wirklich den Mumm gehabt, jemanden zu verletzen?

Jetzt habe ich schon zum zweiten Mal mein „Überlebensmesser“ erwähnt, deswegen will ich es euch zeigen: Ein richtiger Brocken!



*40 Zentimeter von der Kuppe der Kompasskugel bis zur Spitze der Scheide.
Entpackt: Ganz unten der Schleifstein aus dem kleinen Etui an der Außenseite der Scheide*



Zum Glück kriegen wir keine Antworten auf unsere Fragen; aber eine andere Frage drängt sich uns auf: Was jetzt, und wohin?

Mit einem Zug fahren haben wir eigentlich keinen Bock, denn diese Teile fahren einfach zu weit – wir aber wollen ja noch was sehen auf dieser Insel. Da wir sowieso gerade an dem Busbahnhof abgeladen wurden und uns der Weg zum düster wirkenden Eisenbahnhof viel zu weit ist – rund hundert Meter -, steigen wir um 17 Uhr in einen Pullman nach Ribera, also wieder weiter nach Westen. Was wir dort wollen? Keine Ahnung! Das werden wir schon sehen, wenn wir dort angekommen sind...

Auf der Fahrt kommt mein Plappermäulchen mit einem Fußballspieler in heftige Gespräche. Dieser Typ könnte mich doch glatt eifersüchtig machen: Fast unverschämt gut aussehend, für einen Sizilianer mit rund 1,80 unverschämt groß, und außerdem unverschämt meine blonde Dora umgarnend mit Gestik und Mimik, die er sich wohl bei Filmschauspielern abgeguckt haben muss...

Ausstieg in Ribera; Dora sichtlich enttäuscht, dass sie von dem Adonis getrennt wurde... Sie merkt aber auch gleich, was in mir vorgeht, und ruck-zuck habe ich einen Schmatzer auf den Lippen, der mich für die Qual des Zusehens vollauf entschädigt! Was? Für *so* einen Kerl würde ich mich nie echt interessieren! schmeichelt sie mir.

Ha! Wer's glaubt...*grummel*

Wir suchen einen Pullman nach Selinunte und finden ihn auch.

Es ist jetzt um die 19 Uhr, der Bus steht einfach nur herum und wartet, genau wie wir.

Und jetzt kommt der Oberhammer!

Wir stehen also so herum vor dem noch leeren Bus und plaudern miteinander, als der Busfahrer aussteigt und auf uns zukommt mit einem breiten Lachen im Gesicht und ausgestreckten Armen, so dass wir instinktiv in eine Hab-Acht-Stellung gehen. Schließlich haben wir heute schon einmal sehr freundliche Gesichter gesehen, die sich aber dann als doch nicht so sehr freundliche Seelen entpuppten.... Aber was soll uns schon ein Busfahrer anhaben können? Na ja, die Umgebung ist öde, kein Mensch weit und breit...

Aber, aber: was hören wir da? Dialekt von der reinsten italienisch-mannheimerischen Sorte! Der kleine Mann (Hey! Warum sind denn alle Sizilianer so klein? Außer dem 180er von vorhin... Vielleicht, weil sie sich unter der Sonne immerzu ducken müssen?) – Also, der kleine Mann labert uns sofort mit Fragen voll: „Ihr kommt aus Deutschland? Von wo? Isch ware velle Jahr in Deutschlande, zwanzisch Jahre isch hab geschafft in Mannheime! Ihr kenne velleichte Mannheime? Egale! Kommt her an meine Brust!“

Wir sind so perplex, dass wir im ersten Moment überhaupt nicht reagieren können – das ist doch unglaublich! Hier, in einer der ödesten Gegenden auf Sizilien, sollen wir ausgerechnet einen treffen, der in Mannheim gearbeitet hat, in meiner Heimatstadt?

Tja, warum eigentlich nicht? Schließlich haben wir ja auch schon Rucksacktouristen getroffen, die nicht weit von meiner Wohnung die ihrige haben; Zum Beispiel im Mailänder Bahnhof einen, der im selben Musikcafé wie ich verkehrt - und außerdem ist die Welt ja nicht wirklich groß...

Es ist absolut herrlich, wie sich der Exil-Mannheimer freut, als wir ihm erklären, dass wir genau daher kommen!

Er weint fast vor Freude, als ich ihm sage, dass ich ein Waldhöfer bin und dort in meiner Jugend Fußball und Handball gespielt habe. Fast zwanzig Jahre lang habe er kein Spiel des SV Waldhof versäumt! Und immer noch kenne er alle Ergebnisse der Bundesliga, auch wenn der SV Waldhof dort nicht mehr vertreten ist; er hört sich die Spiele jede Woche im Radio an, und und und.... Er will kaum noch aufhören zu erzählen, so begeistert ist er, uns kennen zu lernen.

Wann er denn mit dem Bus abfahren würde? frage ich ihn: „Um halwa Achte“, strahlt er in reinem Mannheimerisch! Was halbacht, also 19 Uhr 30 auf hochdeutsch bedeutet.

Inzwischen steigen doch einige Leute ein, und er bedauert, dass sein Linienbus nicht genau dorthin fährt, wohin wir eigentlich wollen, aber er werde das schon regeln. Und außerdem schenkt er uns die zwei Fahrkarten!

Etwa eine Stunde später hören wir plötzlich eine Durchsage im Bus: Ob die Fahrgäste wohl etwas dagegen hätten, dass der Bus kurz seine Linie verlässt, um die beiden deutschen Freunde in die Nähe des Meeres zu fahren?

Wir sind baff ohne Ende; und als dann auch noch heftiger Beifall von den etwa 20 Insassen aufbrandet und alles sich uns zuwendet und sich freut, sind wir völlig fertig!

Etwa zehn Minuten später erklärt uns der Fahrer, dass er hier wirklich nicht mehr weiter kann, es ist ja kaum noch eine Straße da. Als wir durch den Gang nach vorne trappeln, werden wir von vielen Händen abgeklopft, jeder wünscht uns alles Gute, und der Fahrer drückt uns zum Abschied ganz herzlich an sich. Grandios, sage ich dir! Feuchte Augen haben wir alle drei...

Wir wenden uns in Richtung Meer, was gar nicht so einfach ist, denn es ist nicht nur stockdunkel, sondern auch stürmisch. Nach kurzer Zeit aber hören wir schon die Brandung, und die ist an dieser Stelle wirklich heftig: denn es gibt weit und breit nicht den Ansatz eines Strandes, nur felsige Küste.

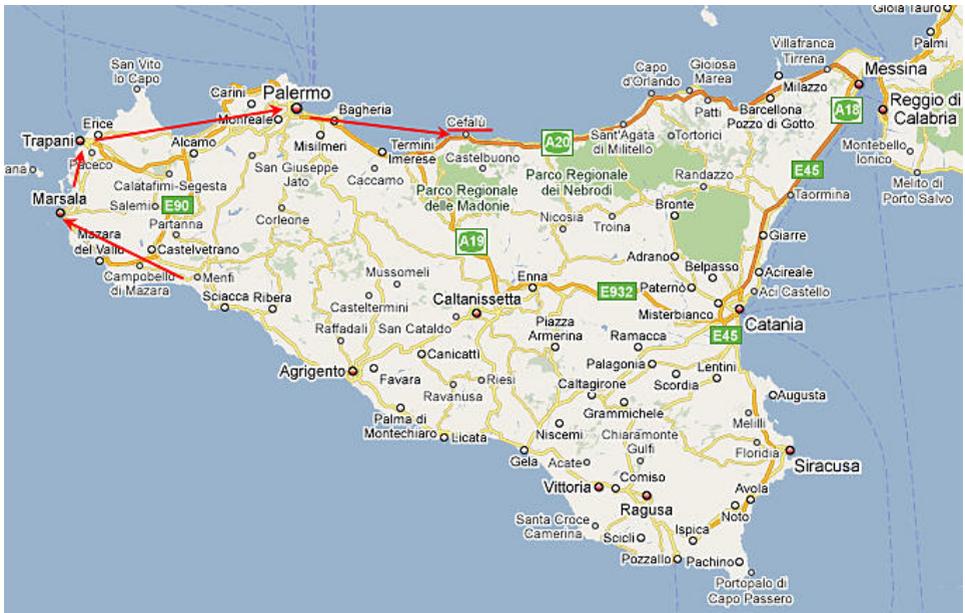
Aber irgendwie finden wir doch noch ein halbwegs annehmbares Plätzchen; in dem schwachen Lichtstrahl unserer Taschenlampe können wir allerdings nur erahnen, wo wir uns befinden: Zwischen zwei größeren Felsbrocken hat es da ein

nicht gar so felsiges Stückchen Land, nicht viel größer als wir beide mit unseren Liegematten und etwas abschüssig, aber das muss reichen für die Nacht.

Unerhört laut ist die Brandung, der Wind pfeift unverschämt und kalt, und wir beide kriegen kaum ein Auge zu. Nicht einmal Dora, die Schlafnatur.

Tag 11

Montag, 7.4.1986



Gut 300 Kilometer bis zu unserem nächsten Aufenthaltsort: Cefalù

Kurz nach der Dämmerung quälen wir uns aus unseren Schlafsäcken und sehen erst jetzt, wo wir uns niedergelassen haben: Keine Manneslänge vor unseren Füßen geht es steil abwärts, etwa zehn Meter unter uns klatscht das Wasser heftig gegen die felsige Brandung... Ein Dankeschön an den Schutzengel, der uns hier keine drei Schritte mehr weiter gehen ließ!

Auch ein kleines Frühstück, das wir uns aus unserem Proviant gönnen, macht uns nicht viel wacher. Aber es hat keinen Sinn, hier noch länger zu verweilen, der Wind pfeift immer noch infernalisch; also machen wir uns auf den Marsch, wieder vom Meer weg. Nach über einer Stunde haben wir dann endlich eine gut asphaltierte Straße unter unseren Füßen, und noch mal eine halbe Stunde später können wir eine kurze Rast an einer Bushaltestelle machen. Von hier aus gibt es nicht viele Möglichkeiten, also entscheiden wir uns, nach Castelvetro zu fahren. Das ist wohl wieder ein größerer Ort, dort wird es bestimmt einen Zugbahnhof

geben.

Es gibt tatsächlich einen Bahnhof und einen Zug, und den nehmen wir auch; und zwar nach Trapani.

Eigentlich wollten wir zwischendurch aussteigen und uns einfach irgendwo an einem Strand niederlassen und uns etwas erholen. Wir haben auch dauernd aus dem Fenster geschaut und auch wunderschöne Landschaften gesehen (abwechselnd zwischen felsig und grün, weite Artischocken-, Zitronen- und Orangenfelder, Olivenhaine, Rebstockfelder oder einfach nur urwüchsige, wunderbar blühende Landschaften); aber immer da, wo es uns gefallen hätte, hielt der Zug nicht, und dort, wo er anhielt, war es schlichtweg hässlich.

So entschlossen wir uns halt, in Trapani auf die winzige Isola di Levanzo überzusetzen. Einfach so, um zu schauen, was es dort so zu schauen gibt.

Aber aus diesem Entschluss wurde überhaupt nichts!

In Trapani herrscht ein derartiger Sturm, dass es uns mit unseren Rucksäcken des öfteren fast von der Straße bläst; nur weit nach vorne gebeugt, dem Wind entgegen, ist an ein Weiterkommen zu denken – und oft genug müssen wir sogar rückwärts laufen, denn mit so einem Sturm im Rücken hätten wir unweigerlich unsanft mit dem Straßenbelag Bekanntschaft schließen müssen!

Unter solch widrigen Umständen ist es also chancenlos, mit einem Boot auf die Insel zu kommen. Es ist sogar unmöglich, die Stadt zu besichtigen; wahrscheinlich wären wir irgendwann unter dem Motto ‚vom Winde verweht‘ irgendwo von irgend wem aufgeklaut worden, weit voneinander entfernt...

So kommen wir also nicht weit vom Bahnhof weg; auf einem kleinen, windgeschützten Platz vor diesem Bahnhof genehmigen wir uns an einem Imbissstand als Mittagessen mehrere Arrancini: Das sind frittierte Reiskugeln, gefüllt mit Erbsen, gemischtem Gemüse, Hack- oder Hühnerfleisch – einfach sagenhaft, dieses Zeug! Und dazu noch preiswert; gerade mal 500 Lire kostet eine Kugel, das sind rund 75 Pfennig (rund 37 Euro-Cent), und schon zwei davon machen einen so richtig satt. Vorsichtshalber wandern noch vier davon in meinen Proviantbeutel...

Beispielbild. Heute gibt es sie bei uns öfter mal irgendwo zu kaufen. Für rund 2 Euro.



Der Sturm um uns herum macht uns regelrecht aggressiv; in einem Nahe gelegenen kleinen Park, in den wir uns mühsam schleppen, wollen wir uns eigentlich für eine oder zwei Stunden ausruhen, doch irgendwie kriegen wir Stunk miteinander; und keiner weiß hinterher, warum. Also beschließen wir um unseren Seelenfriedens willen, dieses Inferno zu verlassen und kämpfen uns in dem Sturm wieder zum Bahnhof zurück.

Kurz denken wir daran, dass unser lieber Weinfahrer uns bis hierher mitnehmen wollte...

Vor dem Bahnhof beschließen wir wieder etwas: Wir wollen jetzt in Richtung Palermo. Aber immer dann, wenn wir draußen etwas Schönes entdecken, wollen wir aussteigen; das ist ja kein Problem mit unseren 2-Wochen-Tickets! Also rein in den Zug, der um 16 Uhr 14 abfährt, und Ausschau halten!

Jedoch können wir während der Fahrt erstens nichts entdecken, was uns aus den Sitzen reißen würde, und zweitens werden wir von unseren vier Mitreisenden in dem Abteil voll in Anspruch genommen: Einer packt seinen Proviant aus, verteilt etwas davon an die anderen, einschließlich uns, und dann beginnt der nächste mit dem gleichen Spiel; alle reihum. Das ist vielleicht ein Spaß! Obwohl ich nur noch etwas Salami, zwei der Arrancini und so etwas ähnliches wie Hanuta in meinem Proviantbeutel habe, steuere ich es gerne bei - und es wird mit einem 'Hurra' angenommen!

Dazu kommt noch, dass ein heilloses Durcheinander herrscht, denn natürlich gehört zu so einer kleinen Abteil-Feier Getratsche ohne Ende; und da nur einer der vier älteren Sizilianer das Italienische beherrscht, muss er uns immer wieder die sizilianischen Kommentare der anderen übersetzen, von denen wir kein einziges Wort verstehen. Und er wiederum versucht unser halbherziges Italienisch den anderen beizubringen – was allerseits ein Gelächter hervorruft; alle klopfen wir uns und auch uns gegenseitig vor Vergnügen auf die Schenkel, wenn wir mal wieder etwas voneinander kapiert haben... Es ist einfach nur schön und lustig mit diesen fröhlichen, stoppelbärtigen Oldtimern! Nicht selten wird die ein oder andere Lach- und Freudenträne zerquetscht...

Bevor meine Arancini und die Nachtsch-Hanutas der Allgemeinheit Freude bereiten können, fahren wir allerdings schon in den Bahnhof von Palermo ein; ich muss sie wieder einpacken - mitsamt einigen tollen Resten dieser Fress-Organie!

Schade, dass die vier hier aussteigen müssen, nicht ohne wiederum mit viel Gelächter und wiederum vielen Umarmungen von uns Abschied zu nehmen. Das ist schon ein tolles Volk hier, wir sind unheimlich begeistert von diesen so unglaublich freundlichen Sizilianern. Außer von den drei jungen Burschen am Sonntag allerdings.

Nach einer Dreiviertelstunde Aufenthalt geht es weiter nach Cefalú, wo wir um 20 Uhr 15 aussteigen; zurück nach Palermo wollen wir erst später.

Tag 12

Dienstag, 8.4.1986

Wir frühstücken mit drei Mädels, die wir gestern noch aufgegabelt hatten:

Am Bahnhof hatten wir drei junge Schweizerinnen entdeckt, die da ziemlich unschlüssig herumstanden. Sie waren mit sehr wenig Gepäck und ohne Zelt unterwegs, und sie wollten sich eigentlich eine Herberge für die Übernachtung suchen.

Wir hatten sie überredet, sich doch das Geld zu sparen und sich mit uns ein Plätzchen am Strand zu suchen, wovon sie allerdings anfangs nicht sonderlich begeistert waren. Nach einigem Hin und Her wollten sie dann aber doch dieses Abenteuer eingehen, vor allem deswegen, weil sie bisher noch nie auf ihrem Urlaubstrip außerhalb von steinernen Wänden übernachtet hatten!

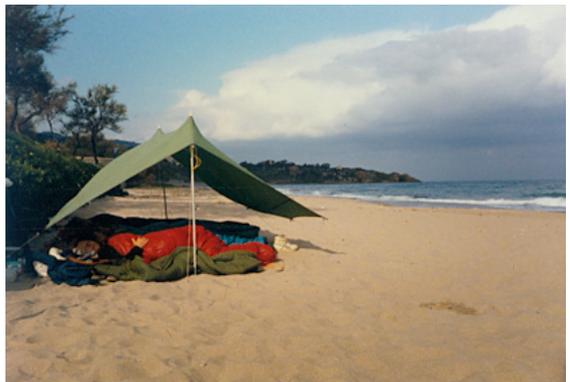
Der Strand war schnell gefunden. Und was für ein Strand! Paradiesisch, wie er da vor uns lag, und gerade in der sich schon zur Nacht hin begebenden Dämmerung wirkte er wie ganz, ganz weit weg, obwohl die Strandpromenade von Cefalú kaum hundert Meter hinter uns lag. Angenehm warm waren der Sand und die Luft, die so gut wie windstill einen duftenden Meeresgeruch in sich trug.

Wir entdeckten drei Leute, die da schon ihr Camp aufgeschlagen hatten und an einem winzigen Lagerfeuer ihr Abendessen kochten. Wir wurden sehr nett begrüßt von den drei angehenden Medizinern aus Bonn, und Dora und ich waren heilfroh, doch nicht so ganz alleine hier unten nächtigen zu müssen. Das war bestimmt auch ein Grund, warum wir die Mädels unbedingt überreden wollten...

Wir schlugen ganz in der Nähe der drei Studenten unser Lager auf, was bedeutete: Rucksäcke runter, Schlafsäcke auf den Strand und Kocher aufgestellt für einen Tee, den wir mit den Mädchen teilten. Auch meine Arancini und die Reste der Zugabteilorgie durften jetzt dran glauben!

*Traumhaft schönes
Nachtlager*

*Das Überzelt
genügte in dieser
Nacht, die überaus
lauschig war Und ich
war wie immer als
erster auf den Beinen
- oder besser: auf
einem? - um die
Gegend zu erkunden.*





Nach dieser herrlich warmen Nacht auf dem weichen Sand sind wir erholt aufgestanden, und beim Frühstück überlegen wir, was wir heute tun sollen.

Ergebnis: nichts!

Das soll nicht heißen, dass wir zu keinem Ergebnis gekommen sind, sondern dass der allgemeine Konsens war: nix tun.

Da das aber nicht so mein Ding ist, einfach nur mit Nichtstun die Zeit zu verbringen, Dora aber genau das unbedingt in der herrlichen Sonne tun will, mache ich mich gegen Mittag auf, die Stadt zu entdecken:

Die Altstadt von Cefalú ist wirklich malerisch, ganz so, wie man das aus Filmen oder Dokumentarberichten über die südländischen Ortschaften kennt. Überall enge Gassen, von deren Balkons sich die vollbehangenen Wäscheleinen bis zu den Balkons auf der anderen Gassenseite hangeln; ich überlege, ob sich die Bewohner ihre Wäsche auch teilen, oder sie einfach wieder zurück an ihre Besitzer schieben?

In diesen malerischen, alten Gassen riecht es so gut, dass meine Nase all diese Düfte gar nicht auseinander halten kann; Klar ist nur, dass Mittagszeit ist, und dass die Sizilianer offensichtlich sehr gut kochen können. Ganz tief in meinem Inneren warte ich darauf, von einer rassigen Schönheit zum Essen eingeladen zu werden, aber ich vernehme keine, nicht einmal die leiseste Aufforderung dazu... Bei unserer Anhalter-Reise war das ganz anders. Und - natürlich! - hätte ich sofort Dora dazugerufen... Wahrscheinlich jedenfalls.

Schade, denke ich, vielleicht nimmt mich auch nur keiner wahr; in den verwinkelten Sträßchen bin ich so ziemlich alleine, und aus den fast überall offen stehenden Fenstern höre ich kaum einen Laut. Nur das Brodeln der Kochtöpfe vermeint mein Verlangen hören zu können.

Cefalú wird von einer Art Berg beherrscht, der irgendwie an den Ayer's Rock erinnert, nur nicht so hoch. Um diese Kuppe herum ist der Ort gebaut, oben gibt es anscheinend nichts, denn die Wände dieses Felsens sind viel zu steil, um da irgendetwas dran- oder drüber zu bauen. Und natürlich will ich wissen, was sich hinter dem Berglein befindet!



Von unserem Schlafplatz aus gesehen: morgens um sechs Uhr, ...



... abends um sechs Uhr

Aber das scheint mir dann doch zu weit, und so laufe ich vor dieser Erhebung herum, bis zu einem Leuchtturm, und danach wieder fast zur nächsten Bucht. Mein Entdeckerdrang zwingt mich noch weiter, aber mein Verstand – und vor allem mein Bein, das ich jetzt wieder überaus heftig spüre – zwingen mich in die umgekehrte Richtung. Mir wird kotzübel, zitternd und schweißtriefend muss ich

mich, an ein niedriges Mäuerchen gelehnt, einige Minuten hinsetzen - was dann doch nach etwa einer Viertelstunde eine kleine Erholung bringt.

Manno, bin ich denn total blöde? Laufe mit gefühlter Innentemperatur von knapp unter dem Siedepunkt in der Gegend herum und gönne meinem Bein keine ruhigen vier bis sechs Wochen, das es eigentlich brauchen würde?

Da schießt ein Gedanke durch meinen Kopf:

Wann ist die nächste Spritze fällig? Morgen? Übermorgen? Wo? Das geht wohl nur in Palermo. Aber vielleicht auch hier?

Heftig schnaufend, schmerzerfüllt und ziemlich sauer wegen dieser Unannehmlichkeit humple ich zurück zum Strand. 'Depp, Oberdepp, Doppeloberdepp, überaus dummes Rindvieh! Das sind meine ganz intimen Gedanken... Aber mein Entdeckerdrang war nun mal stärker. Kann ich was dafür?

Also: ADf dem Rückweg schauen, ob es nicht hier auch so eine Station wie in Agrigento gibt. Um meinen Verband brauche ich mich nicht mehr zu kümmern, den habe ich schon gestern in einen Abfalleimer geschmissen; Das Ding war einfach zu heiß, und darunter hat es auch viel zu viel genässt deswegen. Jetzt hab ich nur noch die Qual des Juckreizes, den die langsam heilenden Nähte mir bescheren. Obwohl: So richtig heilen wollen sie ja nicht, ich bin ja dauernd auf Achse. Die Wunde zwischen den Nähten ist ziemlich dick, und auch ganz rot. Ein Glück, dass die rauchenden Ärzte die Naht so eng gezogen haben, sonst wäre die Wunde schon längst wieder aufgeplatzt.

Auf dem Weg zurück bin ich wieder in der Altstadt gelandet, aber hier sind die Chancen wohl eher klein, einen ‚Samariterladen‘ zu finden. Also wende ich mich in Richtung Bahnhof in das neuere Viertel: hier gefällt es mir überhaupt nicht:

Nicht der Hauch des Charmes der Altstadt, überall Beton, und die Farben der Häuserblocks gehen meistens ins Graue, oder vielmehr ins ehemals Weiße... Eine Weile schleiche ich hier noch herum, es ist ja möglich, dass ich doch noch irgend etwas Interessantes entdecke. Bald aber wird es mir zu fade hier, und ich mache mich auf den Weg zum Strand.

Hier, in der Nähe des Meeres, ist alles auf Tourismus ausgelegt: Bars, Hotels, hochmoderne Pizzerias, Souvenirläden, Friseursalons, und alles glänzt vor Sauberkeit. Auch ist es viel farbiger hier, schließlich will man ja den ankommenden Reisebussen einen ersten, besten Eindruck bieten. Es sind auch eine Menge Pullmans da, vorwiegend mit Italienern besetzt, aber auch ein Schweizer Bus ist dabei.

Aber auch in dieser Gegend fühle ich mich nicht wohl; ich habe jetzt die Gesichter von Cefalú gesehen, und zweifellos ist das Gesicht der Altstadt das faszinierendste und anheimelndste.

Nach über drei Stunden komme ich an den Strand zurück, wo Dora mich kaum vermisst hat: Sie hat die Zeit ausgiebig mit Sonnenbaden und Schwatzen mit den Schweizerinnen benutzt. Ich lege mich eine Weile dazu, versuche, das Gerede neben mir zu ignorieren; diese mehr als drei Stunden haben mit unwahrscheinlich gut getan, so ganz alleine (und in aller Stille!) die Umgebung zu entdecken.

Sicher ist es mit Dora auch schön, aber es ist beschaulicher alleine, die Eindrücke scheinen tiefer zu gehen. Sicher liegt es auch daran, dass Dora doch recht viel redet; sie weiß das auch, kann es aber nur selten abstellen, ihr Kommunikationsbedürfnis ist einfach zu groß dazu - vor allem, wenn sie Fremde trifft.

Nach einer halben Stunde des Herumliegens habe ich es schon wieder satt, ich muss irgend etwas tun. Genau, der Strand! Der ist ja so lang, dass ich da bestimmt etwas Interessantes entdecke! Also nix wie los; die Schmerzen im Bein lasse ich einfach hier am Strand bei den Mädels liegen...

Und tatsächlich gibt es hier eine Menge zu sehen:

Zwischen den Felsbrocken im seichten Wasser wiegen sich hellgrüne, wunderschöne Algenteppiche, deren Spitzen manchmal mit Salzkristallen verkrustet sind. Junge Gewächse, die mich an Anemonen erinnern, aber eigentlich viel zu klein dazu sind – bei der Berührung meiner Hand zucken sie aber genau so zurück, also leben sie.

Viele kleinere Felsbrocken, die über und über mit Muscheln bevölkert sind, so dass ich den eigentlichen Stein kaum ausmachen kann, der nur dann und wann kurz von einer Welle überspült wird. Ein anderer Brocken wird ausschließlich von kleinen Gehäuseschnecken in Beschlag genommen, die so fest sitzen, als seien sie mit dem Stein verwachsen.

In einer Mulde eines anderen Felsstückchens entdecke ich ein Tier(?): knallrot, schwammig, von der Form eines Hühnerreis und auch etwa so groß – vielleicht eine Nacktschnecke? Aber eine Schnecke, selbst wenn sie sich zusammenzieht, hat immer noch Fühler-Enden: Dieses Ding hier ist völlig glatt, aber es muss leben; als ich es vorsichtig mit einem kleinen Reisighalm anstupse, zuckt es kurz.

Etwas weiter geht der Sandstrand in kiesiges Gelände über, ein kleiner, sehr flacher Bach findet hier den Weg ins Meer; hier entdecke ich einen wunderschönen Stein: etwa fünf Zentimeter im Durchmesser, flach, die Kanten vom Wasser glatt gespült, aber keinesfalls natürlichen Ursprungs: die Unterseite erinnert etwas an Mörtel, mit vielen, winzigen Steinchen durchsetzt, aber sehr rau und beinhart; die Oberseite wirkt wie ein Mosaik aus vielen, einen halben bis einen Millimeter messenden Steinchen, glatt geschliffen und mit einem Zeichen aus dunkelroter Farbe bemalt, das wie ein spiegelverkehrtes 'S' aussieht, (oder ein sanftes 'Z'?),

gezogen wie mit einem dicken Pinsel. Vielleicht gar ein antikes Stück? Der kleine Stein muss jedenfalls mit, er passt wunderbar in meinen Setzkasten!



Wir haben kaum gesprochen, nachdem ich zurück kam; ich erwähne nur kurz, dass hier vieles zu entdecken gibt, wenn man nur genau hinschaut, und dass ich äußerst zufrieden bin mit mir und der Umgebung. Als ich den Stein hervor hole, ernte ich nur ein mäßiges „toll“! Da vergeht mir die Lust, von meinen anderen Beobachtungen zu erzählen.

Ach, was soll's! Die Hauptsache ist doch, dass *ich* solch wunderbare Entdeckungen machen kann, dass *ich* sehen und fühlen kann, dass es Dinge gibt, die *ich* als wundervoll empfinde.

Trotzdem schade, solche Empfindungen nicht mit anderen teilen zu können.

In meiner Wade tobt Krieg, Körper und Geist sind völlig im Eimer. Ich schlafe einfach ein! Äußerst ungewöhnlich bei mir.

Es ist jetzt so um die 18 Uhr, als sich Dora plötzlich entschließt, sich alleine auf den Weg zu machen. Sie will einkaufen gehen, schließlich braucht sie Bewegung nach dem faulen Tag am Strand, sagt sie. Und da ich ja fast den ganzen Tag auf den Beinen gewesen sei, vor allem auf dem schlimmen, hätte ich jetzt doch Ruhe verdient, oder nicht?

In der Tat, die Wunde pocht ganz schön von der Anstrengung, obwohl das Fieber etwas nachgelassen zu haben scheint, aber dennoch ist mir nicht so ganz kosher... und ich lasse mich ganz einfach bedauern...

Und außerdem brauchen wir Proviant, sagt sie, schließlich haben wir nix mehr zum Futtern und auch kaum noch was zu Trinken, die Gaskartusche für den Kocher ist auch fast alle, und überhaupt...

Ja, genau das isses, nicht wahr? Frauen gehen halt lieber zum Einkaufen, statt mit der Natur zu philosophieren. Von einigen vielen Ausnahmen natürlich

abgesehen! Und schon hat sie ihr Bedauern eingestellt und schwirrt voller Tatendrang ab. Unsere Tatendränge unterscheiden sich manchmal ganz erheblich...

Eine Weile plaudere ich noch mit den Schweizerinnen – hübsche, zugegeben! – aber auch dies verläuft irgendwie im Sand, weil ich einfach keinen Bock auf Konversation habe, die nur dazu dient, die Zeit herum zu bringen. Viel lieber hätte ich ja mit den drei Studenten aus Bonn Kontakt aufgenommen, aber erstens waren sie schon den ganzen Tag unterwegs, wie mir die Mädels mitteilten, und zweitens schien denen auch sehr wenig an einem Kontakt mit uns zu liegen. Das hatten wir ja schon bei unserer Ankunft bemerkt: Sie waren zwar höflich, aber zurückhaltend, und sie wollten uns auch nicht in unmittelbarer Nähe übernachten lassen, weswegen wir uns ja doch einige zwanzig Meter zurückgezogen hatten. Die Mädchen ziehen sich auch zurück, wohin auch immer.

Jetzt kann *ich* mich so richtig zurückziehen, trotz aller Übelkeit!

Die Jungs sind weg, alle Mädels sind weg, der Strand bietet sich mir links und rechts vollkommen leer dar, und vor mir nur der Horizont, der mir den weiteren Blick auf das herrliche Meer verweigert; dieses Meer aber schenkt mir ein so kuscheliges Rauschen, dass ich einfach nicht anders kann, als mich nur mir selbst und meinen Gefühlen hinzugeben....

Wieso eigentlich ist hier kein Mensch mehr? kommt es mir in den Sinn. Herrlicher, warmer Frühabend, gerade die Zeit, wo man sich doch am liebsten hier aufhalten könnte? Wie auch immer: Ich koste diese Zeit aus, in der sich meine Sinne und mein Herz diesem wohligen Alleinsein hingeben; mein Hirn hat dabei nichts anderes zu tun, als diese Eindrücke zu speichern für andere Zeiten; allenfalls darf es einen Kommentar dazu abgeben - dieser kann abgespeichert werden, für vielleicht ein künftiges Buch.

Nach einer ganzen Weile der totalen Entspannung entschlief ich mich, meine kleinen Ohrhörer meines winzigen Radios aufzusetzen, meinen Notizblock in die Hand zu nehmen und den Tagesablauf aufzuschreiben.

Es ist unglaublich schön in diesen ein oder zwei Stunden, mit träumerischer Musik in den Ohren, den Blick ebenso träumerisch auf einen einsamen Surfer gerichtet, der in der untergehenden Sonne wohl ebensolche glücklichen Gefühle verspüren mag, wie ich hier an diesem träumerischen Strand. Meine Schmerzen treten in dieser Zeit völlig in den Hintergrund. Ich danke ihnen dafür.

Es ist schon nach 20 Uhr, als Dora zurückkommt: bepackt mit drei Einkaufstüten! Wir machen uns sogleich darüber her, alles auszupacken und zu sichten: Oooj!, das wird bestimmt ein tolles Nachtessen! Die Schweizermädels, die auch plötzlich wieder da sind, tragen auch einen Teil dazu bei; wir machen einen absolut leckeren Eintopf mit den verschiedensten Gemüsesorten, wobei

Dora natürlich den Hauptteil der Kocherei übernimmt: ihr macht das ungeheuren Spaß, und, wie ich ja weiß, kommt auch immer was ganz tolles dabei heraus...

Anschließend spielen wir noch etwa 2 Stunden lang ‚Fragen-Krimi‘, (ein Spielchen, das hier zu erklären zu langem dauern würde), wobei die drei Studies auch sehr gerne mitmachen, bis es anfängt zu tröpfeln. Schnell bauen wir unser Überzelt auf, das wird wohl reichen, so sehr wird es bestimmt nicht regnen. Zwei der Jungs passen allerdings nicht mehr mit drunter, sie bauen ihr Zelt in der Nähe auf, der dritte passt gerade noch so ans rechte Ende des Überzeltetes.

Mit der Zeit wird es doch etwas ungemütlich, es regnet jetzt etwas stärker; ich versuche, mein Genick oder das Gesicht vor dem Regen zu schützen, denn ich liege ganz rechts außen, wie das ein Gentleman eben so macht – und ausgerechnet von dieser Seite aus weht ein kleiner Wind, der mich mit den Tropfen besprenkelt. Und kalt ist es außerdem... Während der Nacht träume ich ganz fieses Zeug, zwischendurch muss ich einen Schrei ausgestoßen haben, der alle unter unserer Kuppel weckt, sogar Dora! Und die könnte man bis ins Nachbarland wegtragen, wenn sie einmal schläft; sie würde sich nur gehörig wundern, wie sie dahin gelangt ist...

Tag 13

Mittwoch, 9.4.1986

Ziemlich unausgeschlafen und mürrisch stehen wir auf, und nach einem gemeinsamen Frühstück verabschieden sich die Schweizerinnen, sie wollen alsbald weiter.

Dora und ich machen uns auf nach Cefalú, um dort nach der U.S.L. zu suchen, denn heute muss ich ja meine dritte Spritze bekommen. Was dieser Name verheimlicht, wissen wir nicht, nur seine Bedeutung kennen wir in etwa: Irgendeine Einrichtung, die gesundheitlich eingeschränkten Menschen an Ort und Stelle Linderung bieten soll; kostenfrei, wie weiter oben schon erwähnt.

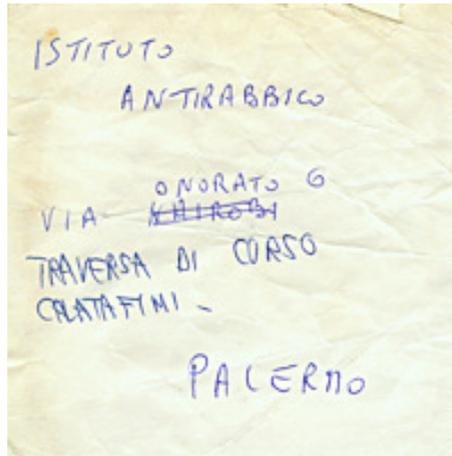
Wir finden die Einrichtung auch bald, aber eine Tollwutspritze hatten sie dort nicht!

Ein Hilfsbereiter Mitarbeiter nimmt uns an der Hand und führt uns zu einem Doktor ein paar Gassen weiter: aber auch der hatte keine Spritze vorrätig, könne sie aber bis morgen besorgen. Das ist mir aber zu spät, denn heute ist der siebte Tag, und nach der Auskunft der U.S.L. in Agrigento muss ich die Spritzen pünktlich auf den Tag genau verpasst kriegen! Der nette Doktor kramt irgendwo herum und schreibt uns schließlich eine Adresse in Palermo auf; dort kann ich mit Sicherheit bedient werden, sagt er, denn das sei eine spezielle Seuchenklinik (so haben wir das jedenfalls verstanden).

Der Himmel ist immer noch bedeckt, es ist auch immer noch recht kalt, als wir

wieder an den Strand zurückkommen. Die Mädels sind schon weg, auch die Bonner haben schon gepackt, sie warteten nur auf uns, weil wir ihnen ja unsere Rucksäcke zur Aufsicht übergeben hatten.

Also schnüren auch wir unser Bündel und machen uns auf nach Palermo; wir erwischen einen Zug, kurz nach 12 Uhr.



Mein Ziel: Die zweite Tollwutsspritze abholen. Leider gab es Probleme: es war nämlich Feiertag...

Palermo!

Eine knappe Millionenstadt, schmutzig und unangenehm im ersten Eindruck. Die meisten Gebäude sind steinalt, vor allem in den winzigen Seitenstraßen, aber von ausgesuchter Baukunst.

Dann plötzlich, zurück auf einen Prachtboulevard, stehen wir in einer anderen Welt: Elegante Boutiquen, Bankpaläste, Luxusfahrzeuge und Eleganz in den Schaufenstern, wohin man blickt! Und wieder knapp daneben, nur zwei Straßen weiter: zerlumpfte, bettelnde Kinder, trostlose, verfallende Häuser in Gassen, in die kaum ein Sonnenstrahl dringt.

Das Markttreiben in der Altstadt ist so orientalisch, dass wir uns unverhofft nach Istanbul versetzt sehen: es gibt nicht nur überall Verkaufsstände in bunter Ausstattung; ganze Straßenzüge oder komplette Gassen gleichen einem riesigen Basar, wobei es in einer Gasse nur Möbel zu bestaunen gibt, um die Ecke hat es eine Gemüse- und Obststraße, die nächste ist mit Fisch gleichsam gepflastert, und in wieder einer anderen Straße gibt es nur Fleisch und Wurst. Eine weitere Gasse scheint nur aus Käse zu bestehen...

Auf unserer Suche nach der Via Oronato stoßen wir zufällig auf die Rückseite einer wunderschönen, alten Kirche; als wir sie umrunden, entdecken wir eine

Tafel: Eine Kathedrale aus dem Jahr 1170, arabisch-normannisch. Sie diente als Kapuzinerkloster und beherbergt in ihren unterirdischen Gängen über 8.000 mumifizierte Leichen, die an den Wänden stehen, hängen, sitzen oder auch übereinander liegen. Sie wurden vom 17. bis zum 19. Jahrhundert dort ohne rechte Ordnung irgendwie ‚abgestellt‘. Der Zweck allerdings bleibt uns unbekannt. Leider ist die Kathedrale geschlossen; ich kann aber zwei Ansichtskarten ergattern: eine von Außen, und eine aus den unterirdischen Gängen mit den Mumien darin.



Das Innere des Klosters;

*Postkarte, weil das Kloster gerade wegen Feiertag geschlossen war.
Der Anblick soll sowieso nur für nervenstarke Besucher geeignet sein!
Wer sich näher informieren will, schaut bitte auf diese hervorragende Seite:
<http://www.peter-haefele.de/die-mumien-von-palermo>*



Eigenes Bild, in der Via Pindemonte, durch Zufall entdeckt

Schließlich finden wir das 'Istituto Antirabbico', und was soll ich sagen? Chiuso! Zu! Geschlossen mittwochs ab 11 Uhr!

Gewitternocheins! *Heute* ist Spritzttag, und nicht morgen!

Was jetzt?

Gleich nebenan liegt eine Kinderklinik. Dort zeige ich meinen Zettel dem Pförtner, und der ist zwar schwer beeindruckt, aber zuckt nur mit den Schultern und betont: Das Institut, zu dem wir wollen und müssen, ist heute geschlossen!

Wir knien ihn fast um Hilfe an, deuten noch einmal auf die Bescheinigung, dass ich am siebten Tag eine Spritze bekommen *muss*, und schließlich scheint er eine Idee zu haben: Er telefoniert drei Mal, jedes Mal mit einer so ernsten Miene, dass man am anderen der Leitung unbedingt glauben muss, dass hier ein ernstes Problem vorliegt. Und das ist ja auch nicht gelogen.

Kurz nach dem letzten Anruf führt er uns durch einen Verbindungsgang in das Institut, schließt uns eine Tür auf und meint, dass wir hier suchen sollten: irgendwo seien zwei Angestellte, denen wir unser Problem noch einmal erklären sollten; danach lässt er uns allein, weil er ja wieder an seine Pforte muss.

Unglaublich. Der lässt uns einfach allein! Da stehen wir nun in einem nicht gerade kleinen Gebäude, in dem es keinen Laut zu hören gibt, in dem wir keine Ahnung haben, wohin wir uns wenden sollen. Wir, zwei völlig Fremde, mit Rucksäcken beladen, werden einfach vertrauensselig in eine Klinik geschickt und dort ohne Aufsicht abgeladen!

Klinik ist wahrscheinlich nicht der richtige Ausdruck für dieses Institut: Es gibt keine Patienten hier, jedenfalls nicht da, wo wir uns gerade bewegen. Hinter den Glasscheiben der Korridore, die wir durchwandern, sehen wir allerdings eine Menge Labors mit vielen, vielen Schränken voller Medikamente. Oder sind das

Ampullen mit Seren gegen alle möglichen Seuchen? Egal was es ist, uns wird ganz mulmig. Und vor allem: Wir werden hier allein gelassen! Unglaublich.

Außer unseren Schritten und einem gelegentlich fragenden 'Hallo?' von uns ist nichts zu hören, gespenstig still ist es um uns herum. Wir klopfen auch mal an diese oder jene Tür, aber es ist niemand da! Niemand. Unsere Schritte klingen dumpf, als wir eine Etage höher steigen; immer noch ist es grau und kalt und still um uns herum, wie ausgestorben liegt das Gebäude über unseren Köpfen und um unsere Gemüter da.

Urplötzlich schrecken wir zusammen, als direkt neben uns in einem Büro ein Telefon schrillt: so laut kann ein Telefon sein? Natürlich! In einer Umgebung, die selbst ein leises Hüsteln vielfach verstärkt wiedergibt, klingt ein Telefon wie der Höhepunkt in einem Fernseh-Thriller von Hitchcock...

Nach dem vierten Klingeln schon gibt der Anrufer auf, oder er darf sich eine Bandansage anhören. Wir jedenfalls sind wieder in diese unheimliche Ruhe eingebettet, die nach diesem schrillen Geräusch noch bedrohlicher auf uns wirkt.

Kurz danach werden unsere Schritte von den Schritten anderer übertönt: zwei Angestellte nehmen sich unserer an, ohne irgendwelche Fragen zu stellen, schauen kurz auf meinen Unfallbericht und wollen auch sonst nichts wissen über uns. Die plötzliche Anwesenheit von Menschen in dieser fast alpträumhaften Umgebung reißt uns wieder in die Wirklichkeit zurück.

Einer greift sich ein Telefon, und wie wir halbwegs verstehen können, ist er auf der Suche nach einem Arzt, der mir helfen kann.

Unglaublich! Ich weiß, ich wiederhole mich, aber es ist wirklich so. Eine Ärztin, die ihren wohlverdienten Ruhetag unterbrechen will, würde sich der beiden Touristen annehmen wollen, speziell mir, natürlich. Trotz geschlossenen Instituts, trotz freiem Arbeitstag. Donnerwetter. (Um nicht schon wieder ‚unglaublich‘ zu sagen).

Die beiden Männer sind sehr nett und höflich; sie fordern uns auf, es uns in diesem Büro so gemütlich wie möglich zu machen, es könne schon eine Weile dauern, bis diese Ärztin kommt.

Schnell sind die Rucksäcke auf dem Boden abgelegt, schnell pflanzen wir uns in zwei gemütliche, gepolsterte Stühle; ebenso schnell bekommen wir zwei Plastikbecher gereicht, in die der eine der beiden grau gekleideten Männer frisches Wasser aus einem gläsernen Wassertank in der Ecke des Büros gezapft hat.

Und fast ebenso schnell entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch, das natürlich Dora anfängt: 'Fatto un cane' (das hat ein Hund gemacht)...

Einer hört ihr fasziniert zu, wie sie die Story über mein hundsgebissenes Bein erzählt; der andere beglückt mich mit seiner Story aus dem zweiten Weltkrieg, wo er in Nordafrika von einer Spinne gebissen wurde und für über eine Woche im Lazarett ausharren musste. Beinahe gestorben sei er, so versichert er ernsthaft.

Ich bin mal wieder überrascht, wie viel ich inzwischen verstehen kann, sofern

es kein sizilianischer Dialekt ist. Ich kann dem Mann fast mühelos folgen, zumal er – wie wohl alle Italiener und Sizilianer – seine Worte mit einer lebhaften Gebärdensprache unterlegt. Nur mit dem Reden tue ich mich immer noch schwer; wenn ich das Kauderwelsch von Dora höre, dann denke ich mir: lieber fast gar nichts sagen als so zu Radebrechen... Und wenn jemand offensichtlich auf eine Antwort wartet oder von mir etwas erzählt bekommen will, antworte ich meistens ' Capisco quasi tutto, ma non parlo bene!' (Ich verstehe fast alles, spreche aber nicht gut). Außerdem blättere ich sehr oft in meinem kleinen Büchlein, denn wenn ich schon etwas sage, dann soll es auch richtig sein, was ich von mir gebe.

Die Zeit zieht sich also so dahin; inzwischen bringt mir mein Gesprächspartner seine Urlaubserlebnisse in Amerika näher, während die anderen beiden Kochrezepte austauschen!

Nach über einer Stunde endlich trifft die Ärztin ein: Sie liest in einem Behandlungsraum, in den sie uns führt, aufmerksam meine Bescheinigung durch, und keine fünf Minuten später können wir abtraben. Die Spritze hat diesmal saueh getan; entweder habe ich mich zu sehr verkrampft, oder sie hat irgendwas Blödes getroffen. Natürlich bedanken wir uns ganz herzlich für ihre Mühe, und sie lächelt sehr freundlich und dankend und wünscht uns noch eine gute Weiterreise.

Es ist inzwischen schon weit nach 17 Uhr geworden, somit ist der Tag quasi gelaufen. Ganz langsam machen wir uns auf den Rückweg zum Bahnhof und staunen dabei noch einmal über dieses vielfältige und gegensätzliche Palermo. Schade, dass wir nicht ein oder zwei Tage mehr Zeit haben für eine ausgiebige Besichtigungstour.

Allerdings erleben wir auf dem Rückweg ein Szenario, - wenn auch nur hörbar -, das man sonst nur aus dem Fernseher kennt:

Wir bestaunen gerade einen Schwertfisch, der auf einer Tischplatte am Straßenrand zum Verkauf angeboten wird. Der Kopf samt Waffe ist noch da, vom Rest fehlen scheibenweise Stücke; ich will das Ding gerade fotografieren, als es plötzlich irgendwo knallt! Erschrocken halte ich inne; als es noch vier oder fünfmal knallt, ist uns klar, dass das keine Silvesterbegrüßung war!

Pistolenschüsse, ganz sicher! Und das nicht besonders weit von uns weg...

Jetzt aber nix wie weg!!!

Gegen 21 Uhr sind wir wieder zurück an unserem Strand in Cefalú, den wir diesmal völlig alleine für uns haben. Vorsichtshalber spannen wir wieder unser Überzelt auf, unter dem wir eine friedliche, idyllische Nacht verbringen.



Eine der typischen Gassen, knapp neben den mondänen Hauptstraßen, wo wir uns von dem Schreck erholen

Tag 14

Donnerstag, 10.4.1986

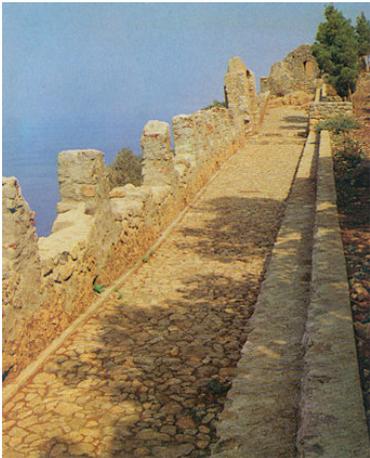
Zum Frühstück gibt es leckeres Müsli, dazu kalten Wind und einen ziemlich bewölkten Himmel. Wir lassen alles sehr gemütlich angehen, vor allem, weil es mir echt bescheuert geht; Ich spüre, wie das Fieber in mir wallt, schlimmer noch als nach der vorangegangenen Spritze. Dazu schmerzt die Einstichstelle am Po wie irre.

Trotzdem machen wir uns um die Mittagszeit auf, den Berg zu erkunden: Die Rucksäcke geben wir am Bahnhof in Schließfächern zur Aufbewahrung ab, schließlich wollen wir die schweren Dinger nicht die ganze Zeit mit herum schleppen; ganz besonders ich nicht.

Direkt auf den Felsenberg, der etwa zweihundert Meter hoch sein dürfte, geht es aber nicht, sondern nur spiralförmig drumherum. Die Überreste einer uralten Festungsmauer, die sich in etwa der halben Höhe des Felsen herumzieht, beeindruckt uns schwer; auch die Reste von irgendwelchen Tempeln, die schon fast in die Felsen hinein integriert sind, zeugen von einst stattlicher Pracht. Was das alles wohl gewesen sein mag? Das einzige, was unser Reiseführer zu erzählen weiß, ist, dass es hier einen 'Tempel der Diana' geben muss, besser gesagt, die spärlichen Reste davon, und zwar ziemlich weit oben.

Aber allein die Landschaft um uns herum ist schon erstaunlich genug: alles ist übersät mit Felsbrocken, in deren kleinen und großen Aushöhlungen alle möglichen Arten von Pflanzen wuchern; selbst in der allerkleinsten Ritze ist noch Platz für Gras, Klee, Busch oder sogar Bäumchen. Und was hier so alles blüht und duftet, das ist fast noch erstaunlicher.

Als wir wieder an der Vorderseite des Felsenberges ankommen, werden wir mit einem grandiosen Ausblick belohnt: Unter uns die Bucht von Cefalú, rechts die zerklüftete, buchtenreiche Meeresküste; nach links wird der Blick durch Felsen und steinalte Mauerreste begrenzt.



Inzwischen geht es mir immer beschissener: Meine Wade brennt, mir ist höllisch schlecht, und mein Kopf droht zu zerplatzen. Aber aufgeben? Dora den Dianatempel alleine sehen lassen? Niemals!

Wir nehmen eine Abkürzung quer durch die Felsen weiter nach oben, weil der Weg um den Berg herum doch noch ziemlich lang sein dürfte. Und besser eine kurze Qual, als eine lange, oder?

Schließlich und endlich haben wir unser Ziel doch noch erreicht: nicht besonders beeindruckend, das Ganze. Auf den Überresten des Tempelchens, mehr ist es wirklich nicht, legen wir ein Picknick ein; Dora setzt sich an den Rand des 'Badebeckens der Diana', ein in den felsigen Boden getriebenes, fast rundes Loch mit einem Durchmesser von gut vier Metern und einer inneren Form, die tatsächlich an ein Sitzbecken erinnert, und wartet auf eine göttliche Eingebung. Alles, was sie aber nach einiger Zeit des in sich Hineinhorchens hervor bringt, ist: „Komm, gehen wir wieder zurück“. Na, immerhin, das ist doch ein Wort der Tat!

Im Nachhinein entdeckte ich noch eine kleine Auskunft über diesen 'Tempel':

<<Aus der Zeit zwischen Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. stammt das berühmte megalithische Gebäude (das auch als Tempel der Diana bezeichnet wird), das um eine frühgeschichtliche (etwa 9. Jh. v. Chr.) mit einer Art Dolmen bedeckten Zisterne auf dem Felsen errichtet wurde. Diese war ursprünglich für einen Wasserkult entstanden und ist mit den beiden Grotten an der Ostseite des Felsens davon Zeugin, dass dort bereits vor der Entstehung der

Stadt menschliches Leben vorhanden war.>>

Donnerwetter! Da haben wir aber auf wirklich uraltem Gemäuer gepicknickt!
2900 Jahre! Jetzt ist es doch sehr beeindruckend...



Auf dem Rückweg kann ich nicht nur noch einmal die wundervolle Natur in vollen Zügen genießen, sondern auch etwas Besonderes entdecken: Ein Insekt, das in etwa die Größe einer Wespe hat, jedoch ohne diese typische Einschnürung in der Leibesmitte, auch ist die Farbe insgesamt schmutzig-gelb. Das Auffälligste ist jedoch, dass dieses Tier einen riesigen Stachel am Kopf hat, der fast so lang ist wie der Körper selbst! Schade, dass es so schnell wieder verschwindet, ich hätte es gerne noch länger beobachtet.

Als wir wieder am Fuße des bergigen Felsens ankommen, genehmigen wir uns in einer Hafenkneipe einen Cappuccino. Dora nimmt die Gelegenheit wahr und wäscht sich auf dem Damenklo die Haare, ich mache anschließend das Gleiche. Auf dem Herrenklo, selbstredend.

Jetzt heißt es aber Abschied nehmen; nicht nur von Cefalú, das uns eine wundervolle Zeit an seinem Strand und in seiner Umgebung geschenkt hat, sondern auch von Sizilien selbst: Um 21 Uhr 06 nimmt uns der Zug mit, zurück in Richtung Festland.

Tag 15

Freitag, 11.4.1986



Leider haben wir gestern Abend unsere reservierten Sitzplätze nicht belegen können, weil wir erst in Cefalú zugestiegen sind, die Reservierung aber schon ab Palermo vorgenommen hatten. Vorgestern, als wir meine Spritze in Palermo

abholten, dachten wir, wir würden von Cefalú aus wieder zurück nach Palermo fahren, um uns dort noch etwas umzusehen. Nun ja, so teilten wir ein Abteil mit drei anderen, von denen aber bald einer ausstieg, so dass wir es dann doch noch recht gemütlich hatten: wir legten unsere Rucksäcke auf den Boden und uns selbst quer darüber, von einer Sitzreihe zur anderen, direkt vor die Tür; damit ja keiner auf die Idee kommen würde, sich bei uns ein zu quartieren!

In Messina wurde der komplette Zug wieder auf das Fährschiff verladen, und diesmal entging mir das nicht, so wie auf der Herfahrt: Ich wachte rechtzeitig auf und konnte die Einfahrt in den Bauch des Schiffes verfolgen, was aber nicht unbedingt aufregend war: Die Fenster mussten geschlossen bleiben, und so sah ich nämlich kaum etwas. Ich weiß nicht einmal, ob die Lok auch mit an Bord ging, oder ob sie uns nur rückwärts rein schob; allerdings wäre das aber ziemlicher Blödsinn, denn Loks gibt es ja auf dem Festland auch, im Gegensatz zu den Insassen in den Waggons – aber sicher bin ich mir nicht.

Da ich nun sowieso schon wach war, bin ich nach dem Halt im Schiffsbauch ausgestiegen und hab die ganze Überfahrt an der Reling verbracht. Aber auch da habe ich nicht viel gesehen, denn es war ja stockdunkle Nacht... Irgendwann wurde es mir zu kalt, und ich begab mich wieder in unser Abteil, und dort in meinen Schlafsack.

Jetzt ist es schon acht Uhr am Morgen, und wir landen in Neapel!





Wir sind relativ gut ausgeschlafen und geben unser Gepäck am Bahnhof auf, denn wir wollen nachholen, was wir wegen Zeitmangels auf der Herfahrt nicht machen konnten: Neapel ausgiebig erkunden! Zeit dafür haben wir den ganzen Tag, denn unser Zug geht erst um 20 Uhr 55 ab nach Mailand; auch hier hatten wir uns schon in Palermo Plätze reservieren lassen. Also ab in die berühmte Stadt mit Ausblick auf den Vesuv!

NEAPEL: Eine Stadt, die auf engem Raum zwischen Meer und Hügeln liegt und die größte Bevölkerungsdichte Europas aufweist; eine Stadt, die – an sich römisch – auf den griechischen Grundmauern von ‚Neapolis‘ gebaut wurde, was man aber erst nach den Erdbeben 1980 beweisen konnte, da hier die Tore zur ‚Unterwelt‘ aufbrachen; eine Stadt also, die insgesamt gesehen rund 2.500 Jahre alt ist: Das antike Neapel liegt rings um die Straße Spaccanapoli, die die Stadt wie ein Lineal durchschneidet. In den engen, hohen Straßenschluchten erkennt man noch heute die rechtwinklige Ordnung der Griechengründung, die die Römer fortgesetzt haben. Neapolis, dem Mythos nach dort am Golf entstanden, wo die Sirene Partenope sich aus Liebe zu Odysseus ins Meer stürzte, hat präzise historische Anfänge: Nach dem Sieg der Griechen über die Etrusker (474 v. Chr.) entwarf ihr größter Städtebauer, Hippodamus von Milet, den harmonischen Plan der neuen Stadt.

In diese Stadt wollen wir also für einen ganzen Tag eintauchen, für die ein klassisches Wort lautet: Neapel sehen und sterben.

Was wir allerdings zunächst sehen, ist eine *Stadt*, die zu sterben scheint, nicht ihre verzückten Besucher:

Ein unbeschreibliches Chaos herrscht um uns herum: Übervölkert und laut, jede Straßenüberquerung grenzt an einen Suizidversuch, da sich kein einziger Verkehrsteilnehmer an roten Ampeln oder Fußgängern stört; Abgase und unangenehm süßliche Düfte machen uns das Atmen schwer; quälender Hunger schaut aus vielen Kinderaugen, die lebensgefährlich nahe an den vor Verkehr überquellenden Straßen gammeln oder in verkommenen Hintergassen spielen, von denen ein Geruch ausgeht, dass einem schlecht werden kann; da hat es fast einstürzende Mietskasernen, die neben den wirklich antiken Gebäuden einfach nur als skandalös zu bezeichnen sind; ganz nahe, auf einem Hügel, entdecken wir Villen, die ihresgleichen selbst an der französischen Riviera suchen; prachtvolle Barock- und Renaissancebauten entdecken wir, und wiederum nicht weit davon würdelose Barackensiedlungen.

Unbeschreibbar im wahrsten Sinne des Wortes, was wir in diesen ersten drei Stunden hier mit unseren inzwischen fast verwirrten Sinnen wahrnehmen müssen!

In diesem Verwirrspiel der Sinne gibt es plötzlich einen Höhepunkt: Ein kleiner, in diesem Chaos gepflegt wirkender Park nimmt uns unversehens auf, womit wir überhaupt nicht gerechnet hatten. Auf einem Rasenstück lassen wir uns erschöpft nieder und genehmigen uns eine Stärkung, die wir an einem kleinen Kiosk kaufen können. Unvergleichlich ruhig wirkt es hier; unsere Nasen tanken fast vergessenen Blütenduft, unsere Ohren trauen der fast unbekanntenen Ruhe kaum, und unsere Augen trinken sich an den vielen Blumen, Büschen und Bäumen satt.

Eine Oase im Inferno?

Während wir uns solchermaßen erholen, erspähe ich ganz hinten in diesem kleinen Park ein steinaltes Gemäuer: was das wohl sein mag? Nicht lange wird gefragt, sondern sofort nachgesehen: Hinter diesen klobig wirkenden, schmutzig-grauen Steinquadern, die ohne Mörtel aufeinander geschichtet sind, verbirgt sich ein Aquarium; Das heißt. eine Ansammlung von Aquarien. Wir zahlen die etwa eine Mark Eintritt und finden uns danach in feuchten, kalten Gemäuern; sogar der quadersteinige Fußboden ist klitschnass, weil aus den umliegenden, in die meterdicken Mauern eingelassenen Aquarien unaufhörliche, kleine Rinnsale tröpfeln. Überall stehen Schilder, dass Rutschfahrt besteht.

Ist das zu fassen? Bei uns hätte kein einziger Besucher diese dunkelfeuchte Gruft betreten dürfen, nicht einmal die Fische und andere Wasserlebewesen hätten eine Chance gehabt, in einer solchen Umgebung existieren zu dürfen! Und was geht jetzt noch ab? Eine Schulklasse stürmt durch den Eingang! Womit haben wir das verdient... Nach Ruhe sehndend wagen wir uns in eine Katakombe, die schier aus den wassergefüllten Nähten platzt, und jetzt droht auch noch eine schreiende Kinderschar, die letzten intakten Verbindungen zwischen Wasserbecken und Wänden durch überhöhte Phonwerte zu sprengen...

Das heizt unsere ohnehin angespannten Nerven noch weiter auf; so lassen wir

erst mal den Kids den Vortritt, den sie zum Glück sehr forsch antreten und auch bald darauf kaum noch zu hören sind. Ein etwas angegrauter Lehrer huscht mit entschuldigenden Gesten an uns vorbei und der Meute hinterher.

Danach ist es richtig entspannend: Obwohl die Umgebung doch etwas unheimlich wirkt, sind die Aquarien innen zumindest sehr gepflegt und auch reichhaltig bevölkert. Wie wir aus der Beschilderung erfahren, stammen alle Lebewesen aus der Bucht vor Neapel oder dem näheren Umkreis aus dem Mittelmeer, Exoten werden hier nicht gehalten. Prima, finde ich. So hätten die Schulklassen, wenn sie etwas besser an die Leine genommen würden, eine einzigartige Gelegenheit: alles was da kreucht und fleucht in ihrem unmittelbaren Lebenskreis – oder besser: was da schwimmt und paddelt und kriecht und festgewachsen vor sich hinlebt – auf eine Weise wahrnehmen zu können, die ihnen der Schulunterricht und die Bilder in den Büchern so nicht zeigen kann. Schade. Aber Dora und ich schlendern langsam an den faszinierenden Becken vorbei und können uns kaum satt sehen.

Bis wir bemerken, dass wir kaum noch etwas sehen können, weil es immer dunkler wird hier drinnen! Das liegt aber nur da dran, dass einige Aquarienbeleuchtungen ausgefallen sind... Und gleich danach sind wir wieder draußen, wo wir auch kaum was sehen können, denn es ist gleißend hell in der Freiheit, relativ zu den düsteren Gängen, die hinter uns liegen.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als diesen idyllischen Ort wieder zu verlassen: schon hat uns wieder das unsagbare Chaos im Griff! Der Krach und vor allem die Abgase treiben uns bald zur Weißglut; ich bin fast nicht mehr im Stande, richtig zu atmen. Raus hier! ist der einzige Gedanke, der uns noch beherrscht, denn beherrschen können wir uns selbst kaum noch, so aggressiv macht uns die Umgebung.

Die Flucht führt uns in den Hafen – Welch eine Wohltat! Endlich wieder richtig durchatmen, kein Straßenlärm, nur der Geruch des Meeres, der aber hier auch nicht besonders angenehm ist: es stinkt ziemlich nach verwesendem Fisch. Also versuchen wir, noch ein Stück am Meer entlang zu gehen, und tatsächlich wird es bald besser.

Laut Stadtplan befinden wir uns in einem der drei Häfen Neapels: Der Handelshafen liegt etwas links von uns, also im Osten, der Touristenhafen soll sich auf der anderen Seite befinden, demnach im Westen, also rechts von uns. Beide erscheinen uns kaum entdeckenswert, also bleiben wir hier in der Nähe.

Das Hafengebäude ist sehr imposant; fast weiß, hufeisenförmig geschwungen, mit einem sehr großen Platz davor; alles wirkt sehr sauber. Gleich daneben stehen

zwei monumentale Festungstürme, die durch einen Festungswall miteinander verbunden sind. Die dürften auch schon einige Jahrhunderte auf dem Buckel haben! An der rechten auslaufenden Seite des Hafens prangt so etwas wie eine Trutzburg, das unserem Reiseführer nach ein steinaltes Schloss sein soll. Noch weiter rechts, weit vom Hafen entfernt, entdecken wir wieder den Hügel mit seinen traumhaften Villen: Das Kap von Possillipo, das reichste und schönste Vorortstädtchen Neapels – auch das weiß unser Reiseführer. Und noch ein ganzes Stück weiter entfernt thront der Vesuv. Schade, ein Ausflug auf diesen Vulkan ist in der kurzen Zeit nicht möglich.

Es hat keinen Sinn, noch länger hier zu verweilen, irgendwann müssen wir ja sowieso zurück: warum also nicht gleich, nachdem wir jetzt wieder ein wenig aufgetankt haben? Wir kämpfen uns also wieder durch das Gewühl und den Gestank in irgendeine Richtung; ich habe keine Ahnung mehr, wo wir uns überhaupt befinden, so geht mit das alles auf den Geist. Selbst Dora, die einen ausgeprägten Orts- und Orientierungssinn hat, blickt trotz Stadtplan schon nicht mehr durch!

Wir spüren den Hafen immer noch in unseren Rücken, als sich plötzlich ein Gebäude vor uns erhebt, das auf den ersten Blick überhaupt nicht als solche Einheit zu erkennen ist: sternförmig verlaufen die Straßen mit den Jugendstilhäusern, deren Erdgeschosse mehr als doppelt so hoch sind wie normal, und deren prachtvolle Fassaden vor Sauberkeit strahlen.

Wir bemerken, dass es hier etwas dunkler geworden ist und schauen deshalb nach oben; über unseren Köpfen von einer Straßenseite zur anderen ist eine halbrunde Dachkonstruktion gespannt, die ihresgleichen sucht: Glas und Stahl verbinden sich zu einer Kuppel, die den gesamten Komplex bedeckt, aber immer nur von einem Häuserdach ausgehend und auf dem gegenüberliegenden wieder landend! Es ist quasi so, als wenn man die Besucher einer Innenstadt vor Wind und Wetter schützen wolle. Deshalb wirkt das Ganze wie ein einziges Gebäude, das nur durch Besucherwege von den gegenüber liegenden Geschäften getrennt ist. Auch die Straßen unter unseren Füßen sind nicht einfach nur übliche Straßenpflasterungen: bunte, große Mosaikstrukturen prägen das Bild und führen den Besucher durch ihre prägnanten Erscheinungen durch die Straßen, als wären es Laufbänder, denen man nur zu folgen hat.

Was wir aber vor uns sehen, verschlägt uns fast noch mehr den Atem: Bankgebäude der größten Finanzhäuser Europas dicht an dicht; Juweliergeschäfte der allerersten Garnitur; komplette Handelszentren; Feinkostläden mit erlesensten Gourmet-Angeboten; Boutiquen mit den Namen der bekanntesten Designer über ihren prunkvollen Eingängen; Coiffeure für die Haute Couture.

Und das Erstaunlichste überhaupt: Überall dazwischen tummeln sich kleine, gutbürgerliche Geschäfte, wie: Obstläden, Getränkemarkt, Kiosk, Zeitschriftenladen, Drogerie, Friseurladen für den kleinen Mann, Cafés mit

gemütlichem Ambiente auf der glasüberdachten Straße, oder einem Buchhändler, dessen Geschäft vor seiner Eingangstür größer ist als der Laden selbst, der nur aus einer Kasse zu bestehen scheint.

Auch der Besucherstrom, der sich durch die Straßen zieht, ist so vielschichtig wie die Einrichtungen und Häuser um uns herum: der Elegante mit seinem Diplomatenkoffer und seiner Cartier-Uhr bewegt sich hier genauso unbeschwert wie der typische Italiener der älteren Generation mit seinem obligaten, verknitterten dunklen Anzug mit Weste darunter; Jungs und Mädchen aller Altersstufen in Jeans und Sweatshirt staunen vor den Schaufenstern der hochkarätigen Geschäfte und wenden sich dann kichernd und unbeschwert wieder dem geselligen, von allen Statusgrenzen befreit scheinendem Treiben in den Straßen zu; den alten, runzeligen, stoppelbärtigen, etwas ungepflegt wirkenden Mann mit seiner ebenso wirkenden Pfeife in der vergilbten Hand stört in keiner Weise die Anwesenheit einer jungen, Eleganz ausstrahlenden Frau gleich am Tisch nebenan in dem Straßencafé – diese schöne, offensichtlich begüterte Dame nimmt ebenfalls die Anwesenheit eines in der Gesellschaftsschicht am anderen Ende stehenden Mannes tolerant (oder desinteressiert?) hin, kaum zwei Meter neben ihr.

Dieses architektonisch einmalige Zentrum spiegelt den krassen Gegensatz ganz Neapels auf begrenztem Raum wider.

Unglaublich beeindruckend, so dass ich mein Unvermögen eingestehen muss, das Aussehen und den Flair dieses Centers mit Worten nicht zu beschreiben vermögen zu können.

Wie ich später erfahre, befinden wir uns hier in der ‚Galeria Umberto I.‘, eine Konstruktion aus der Zeit um 1887, die bis heute in ihrer baulichen Substanz nicht verändert wurde. Auch lese ich, dass dieses Zentrum der traditionelle Treffpunkt aller Bürger der Stadt ist: *aller* Bürger! Deshalb also die heftigen Kontraste der Menschen hier und ihr gemeinsames, tolerantes Miteinander – auch wenn anscheinend keine Kontakte zwischen den Gesellschaftsschichten zustande kommen.

Tief beeindruckt verlassen wir diesen prächtigen Ort, sehen uns unverhofft wieder in dem unbeschreiblichen Getümmel des ‚normalen‘ Neapels: es ist, als wenn wir eine Tür hinter uns zugeschlagen hätten. Der Strom der mal hektischen, mal lethargischen Fußgänger, die stinkenden Autos und die massenhaften Mofas und Roller, die kein Hindernis zum Stehen zu bringen scheint, schwemmt uns geradewegs in die Altstadt Neapels. Wir müssen nur aufpassen, dass wir bei einer Straßenüberquerung nicht – aus Versehen, natürlich – von irgendeinem Vehikel auf die Schippe genommen werden. Wer das stärkere Fahrzeug hat, *ist* auch der Stärkere, so scheint hier die Devise zu lauten. Und als Fußgänger bist du da echt chancenlos...

Die Zeit neigt sich gegen Feierabend zu, wenn man das überhaupt so sagen kann, denn, - wie ich später nachlese -, ist nahezu ein Fünftel der Bevölkerung

Neapels arbeitslos. Ja, was treiben die denn da alle um diese Zeit auf den Straßen? So tun, als ob? Es scheint fast so; jeder sieht so aus, als käme er geradewegs von seiner Arbeit und wolle nur noch schnell auf dem Heimweg etwas einkaufen: auf dem Markt in der Altstadt. Markt? Nicht, wie man sich üblicherweise einen Markt vorstellt; was wir hier sehen, ist unübertrefflich:

Der Markt von Neapel; das bedeutet: fast die komplette Altstadt ist der Markt! Nicht nur ein Platz, auf dem Waren feilgeboten werden, sondern komplette Straßenzüge, die nach Warengruppen sortiert sind: Eine Lederwarenstraße, eine Möbelstraße, eine Fischstraße, eine Wurst- und Fleischstraße, mehrere Obststraßen, eine Getränkestraße und so fort.

Ähnlich wie in Palermo, nur noch ein ganzes Stück ausladender! Die Pracht aus Farben und Düften ist schier unbeschreiblich, ebenso die Menschenmassen: die gibt es nämlich gar nicht. Wir fragen uns allen Ernstes, wer denn um Himmels Willen soviel kaufen kann? Das Warenangebot übersteigt bei Weitem die Einwohnerzahl Neapels, und außerdem können so wenige Menschen, die hier die Angebote prüfen, die tausende Händler doch gar nicht ernähren!

Wahrscheinlich sind wir aber noch zu früh; wir erfahren, dass der ‚Markt‘ jeden Tag ab 16 Uhr losgeht und erst um etwa 23 Uhr wieder verschwindet. Jeden Tag! Kaum vorstellbar. Auch fragen wir uns, was die Händler wohl mit ihren unglaublich vielen Waren machen bis zum nächsten Tag: die können doch wohl z.B. kaum ihre Möbel nachts ein- und am nächsten Nachmittag wieder auspacken? Dieses Inferno hätte ich gerne gesehen: abbauen, aufbauen... Aber es muss wohl so sein, denn es sind ja ganz normale Straßen, die ab 16 Uhr für den motorisierten Durchgangsverkehr gesperrt sind; woran sich natürlich Mofa- und Rollerfahrer nicht stören lassen.

Stören lassen tun sich auch die vielen Schwarzhändler nicht: allerweil bekommen wir aus exhibitionistisch geöffneten Trenchcoats Uhren angeboten (kaum zu glauben, wie viele Uhren in einem Mantel und auf der Brust seines Trägers angeheftet werden können); Schmuck in einer enormen Vielfalt; selbst Taschen- und Autoradios finden Platz in einem überweiten Regenmantel! Vor allem der Zigarettenhandel blüht ohne Ende, und der wird sogar ohne Hehl betrieben: mehrere Bananen- oder Obstkisten übereinander gestapelt, die offene Seite zeigt dem Passanten die Pracht an Camel- oder Marlborough-Stangen; jede natürlich, wie auch die Mantel-Waren, zu einem Preis weit unter dem Ladenwert. Wir beobachten mehrmals, wie sich selbst Polizisten ganz ungeniert an den Zigaretten bedienen! Vielleicht kriegen sie sogar einen Sonderrabatt? Schade, dass nirgends Drehtabak angeboten wird, da hätte ich auch zugeschlagen...

In einem Bericht über Neapel lese ich später:

<< Der oberste Zollfahnder der Stadt sagt: „Wir können durchaus die Mär von den schnellen, blauen Kähnen brechen, die Schmuggelware heranschaffen. Das würde aber den Einsatz von Schusswaffen erfordern, Opfer auf Seiten der

Schmuggler mit sich bringen, die ihrerseits zurück schießen. Das wäre ein blutiger Krieg. Wozu? ... Die Suche nach den Hintermännern geht weiter, aber die Stadtverwaltung ist in der aberwitzigen Situation, die Zollfahndung anzuweisen, bei der täglichen Arbeit beide Augen zuzudrücken, sonst wären Tausende ohne Arbeit und Brot." >>

Auch lese ich folgendes: << Als der Druck der Zöllner in den siebziger Jahren zunahm, 'streikte' ein Großteil der Schmuggler und legte dadurch den gesamten Handel für ein paar Tage still. Das bedeutete Hunger für rund 40.000 Menschen...>>

Unfassbar, oder?

Ich mache nur sehr wenige Bilder, und die auch so unauffällig wie möglich – ich habe keine Lust, meine Kamera eine Stunde später in irgendeinem Sommermantel angeboten zu bekommen... In der Tat sind auch die Einheimischen vorsichtig; ich sehe zum Beispiel, wie ein Mann sein Autoradio aus der Halterung zieht und es in seine Manteltasche steckt, bevor er zu einem kurzen Einkauf geht! Und der Oberhammer: er schließt sein Auto nicht einmal ab! Zugegeben, dieses verkommene, verbeulte Vehikel, dessen Farbe unter dem vielen Dreck nicht mehr zu erkennen ist, dessen Scheiben so versifft sind, dass man nur vorne durch einen kleinen Ausschnitt hineinschauen und zweckmäßigerweise auch heraussehen kann, dieses trostlose Altschlachttross der unsaubereren Straßen hätte bestimmt keiner geklaut. Aber wahrscheinlich das Radio, denn dieses kann man ja wieder aus einem Mantel heraus verhökern...



*Unfassbar viele Straßenzüge sind ein einziger Markt, aufgeteilt in verschiedene Warenangebote; hier z.B. die Gemüse- und Fisch-Straßen.
Es gibt auch Möbel-, Schuh- und Kleiderstraßen!*





*Dora und ich
in einer dieser
Marktstraßen,
freundlicher-
weise foto-
grafiert von
einem
Engländer.
Einem
Einheimischen
hätte ich
meine Kamera
niemals
anvertraut!*



Irgendwelche Gassen, die es auf diese Weise massenhaft gibt

Wir können uns kaum dem widersprüchlichen Zauber dieser Stadt entziehen, aber es wir dennoch Zeit, dass wir uns verabschieden – um 20 Uhr 55 fährt unser Zug ab.

In der Nähe des Hauptbahnhofs essen wir noch eine Pizza: alla Neapolitana, natürlich, und genießen dabei den Blick eine schnurgerade, vor Geschäftigkeit

wimmelnde Straße entlang bis zum Handelshafen. Auf dem Markt hatten wir uns noch gut mit Obst und Wurst und Brot eingedeckt, sodass wir die Reise bis nach Mailand wohl gut überstehen können; vor allem ich...

Etwas wehmütig, wie es wohl immer am Ende eines Urlaubs ist, holen wir unsere Rucksäcke ab und suchen unsere Plätze, die wir ja schon in Palermo reservieren ließen: Noch einmal zwölf Stunden nachts im Zug stehend, das wollen wir uns nicht antun.

Tag 16

Samstag, 12.4.1986

Die Nacht verlief einigermaßen ruhig: Wir waren zu sechst in einem Abteil für acht Personen, sodass wir unsere Rucksäcke auf den Boden legen und uns selber in den Schlafsäcken von einem auf den gegenüberliegenden Sitz. Ich hatte sogar eine ganze Mütze voll Schlaf gefunden, bei Dora ist das ja sowieso kein Problem...

So gegen sieben Uhr morgens werden wir aber unsanft aus unserem Schlummer geweckt; Jedenfalls ich, denn Dora kann ja so eine Fahrausweisprüfung nicht aus dem Schlaf holen! Die Schaffnerin blickt nur kurz auf mein 14-Tage-Ticket und meint, dass dieses abgelaufen sei: es gilt nur bis 11.4., und bekanntlich ist ja heute der 12.4.! Schreck, lass nach! Ich wecke Dora und erkläre ihr kurz die Sachlage, und so erfahren wir gemeinsam, dass wir gegen Mitternacht in Rom gewesen seien, und ab da bis Mailand nachzahlen müssten... Mir wird fast schlecht bei diesem Gedanken, denn schließlich ist das gut die Hälfte der Länge ganz Italiens, ich schätze, knapp 600 Bahnkilometer!

Außerdem motzt sie uns noch an, dass wir zwei Plätze reserviert hätten, aber mit unseren Rucksäcken und unserer Schlafgewohnheit vier Plätze belegen. Dora will schon aufbrausen – womit sie eigentlich Recht hätte, denn die anderen zwei Plätze sind ja nicht belegt -, aber ich kann sie gerade noch zurück halten; letztendlich sollten wir doch freundlich sein, weil es hier um eine Menge Geld geht.

Wir erklären also nett und völlig verdattert, dass wir völlig vergessen hatten darauf zu achten, weil wir doch gerade von Sizilien kommen und unsere Urlaubsreise beenden, und wir so erschöpft seien von den vielen Sehenswürdigkeiten Neapels, und wir überhaupt von ganz Italien und seinen Italienern begeistert seien...

Irgendwie werden die Gesichtszüge der Schaffnersignora weicher, und sie fragt nach, ob wir wirklich nicht weiter durch Italien fahren wollten, ob unsere Reise wirklich zurück nach Deutschland geht? Ehrlichen Herzens können wir das

kräftig bestätigen. So nimmt sie unsere Tickets und verschwindet aus dem Abteil, ohne zu sagen, was sie vorhat. Die Bahnpolizei benachrichtigen, falls wir nicht zahlen wollen? Uns schwant Übles...

Die vier Italiener im Abteil nehmen von all dem überhaupt keine Notiz – das wäre auf Sizilien mit Sicherheit nicht passiert! Ich bin sicher, dass dort zu unseren Gunsten eingegriffen worden wäre.

Jedenfalls räumen wir ganz artig unsere Plätze auf, kämmen uns und versuchen überhaupt, einen guten Eindruck zu machen, wenn die Schaffnerin mit wem auch immer wieder zurück kommt.

Sie kommt zurück, nach langen, langen 10 Minuten, mit ernstem Gesicht, aber sonst alleine. Soll das ein gutes Zeichen sein, dass sie keine Begleitung dabei hat? Mir pocht das Herz bis zum Hals, und Dora scheint es nicht anders zu ergehen, wie ihr nervöser Blick mir verrät. Die Signora gibt uns unsere Tickets zurück und ermahnt uns, von Mailand aus bis Chiasso ein neues zu lösen; die Fahrtkosten der Reise von Rom nach Mailand würde uns die Zuggesellschaft erlassen, um glücklichen Touristen eine gute Erinnerung an Italien zu sein... Völlig baff starren wir die wunderschöne Frau an, und wenn die Sitzreihen vor uns nicht besetzt gewesen wären, ich hätte glatt versucht, sie zu abzuküssen, dieses wunderbare Geschöpf... Wir strahlen sie freudig an, und jetzt verliert sie auch ihre ursprüngliche Härte; ich bemerke, dass sie in der Tat nicht unattraktiv ist. Sie lächelt sogar, als sie uns noch eine gute Heimreise wünscht! Trägt sie beim Hinausgehen nicht sogar einen kleinen Heiligenschein?

Und wieder tun die anderen Mitreisenden so, als wäre außer ihnen überhaupt niemand im Abteil, und wenn, dann wäre wohl chinesisch gesprochen worden. Diese völlige Teilnahmslosigkeit erstaunt mich, denn nicht einmal einen Blick von den Vieren habe ich bemerkt! Und außerdem schießt mir der Gedanke durch den Kopf: Was wäre wohl mit diesen vier Italienern gewesen, wenn sie in gleicher Situation in Deutschland ertappt worden wären?

Vergnügt machen wir uns an ein Frühstück, und dabei denken wir wieder an die Hinreise: Wie war das noch auf Sizilien, als einer seinen Imbiss auspackte und danach eine fröhliche Essverteilung mit vergnüglichem Gequatsche folgte? Vergiss es; wir sind hier im Norden, und da ist nicht nur das Wetter kühler, sondern auch die Menschen.

Kurz nach neun Uhr morgens, also fast exakt 12 Stunden nach unserer Abreise aus Neapel, fährt unser Zug im Mailänder Hauptbahnhof ein. Dieser wunderschöne, alte Bahnhof fasziniert mich schon wieder, wie schon auf der Hinreise; wieso hab ich bloß kein Bild davon geknipst?

Wir kaufen unser Ticket nach Chiasso. Der Zug geht ab um neun Uhr 55 – also nehmen wir uns noch die Zeit, vor dem Bahnhof einen Cappuccino zu trinken und etwas in unseren abenteuerlichen Erinnerungen zu schwelgen...

Um 10 Uhr 40 kommen wir schon in Chiasso an. Es ist mieses Wetter: Nieselregen, und außerdem recht kühl.

Als wir auf die Schweizer Seite marschieren, erleben wir eine Überraschung: Die Autos halten am Zebrastreifen an und lassen uns auf die andere Seite hinüber! Ziemlich verunsichert überqueren wir die Straße; irgendwie waren wir wohl in Gedanken noch in Neapel, wo man uns vor gut 16 Stunden zu lebensgefährlichen Hindernisläufen über die Straßen gezwungen hat... Es ist recht angenehm, wieder in einer städtischen Zivilisation zu sein, in der man nicht mehr nur bei solch kleinen Aktionen um sein Leben bangen muss, sondern auch atmen kann, ohne sich eine Gasvergiftung einzuhandeln.

Trotzdem bleibt ein wenig Wehmut an Palermo und Neapel!

Es nieselt kaum noch, als wir das inzwischen ziemlich verdreckte Auto von Dora wiederfinden; aber das ist schließlich völlig schnurz, Hauptsache, es ist noch da. Allerdings habe ich etwas Schwierigkeiten, den ausgebauten Verteilerdeckel wiederzufinden, ich weiß echt nicht mehr, wo ich den versteckt hatte... Peinlich, peinlich... Dora ist schon etwas ungeduldig, gelinde ausgedrückt, aber endlich finde ich ihn doch unter der Rücksitzbank.

Endlich geht es los, zurück in die Heimat. Endlich? Na ja. Ich wäre viel lieber wieder zurück gefahren...

Von dieser Rückfahrt ist nicht besonders viel zu erzählen, außer vielleicht zwei kleine Dinge:

Etwa 50 km vom Gotthardt entfernt haben wir zwei Schweizerinnen eingesammelt, die im Tessin Rucksackurlaub gemacht hatten: im Schnee! Die beiden Mädels sahen ziemlich geschafft aus, und es dauerte auch nicht lange, bis sie hinten eingeschlafen waren. Ab da wurde es sehr still im Auto, denn auch ich war nicht gerade fit, was man auch von Dora so sagen kann. Autoradio war auch keines vorhanden, aber ich glaube, auch ein Gedudel aus den Lautsprechern hätte Dora am Steuer nicht vor diesem Sekundenschlaf gerettet: Urpötzlich schreckte mich ein Schrei wieder zurück ins Bewusstsein, und dieses Bewusstsein kriegte gerade noch mit, wie das Auto knapp an einer Leitplanke vorbeischrammte, mit beiden rechten Rädern schon auf dem nassen Grasstreifen davor! Gott sei Dank hatte sich Dora so im Griff, dass sie das Lenkrad nicht verriss und das Auto recht schnell wieder kontrolliert auf die Fahrbahn bringen konnte – bei rund 100 km/h hätte das für uns alle vier das Ende sein können! Danke, mein Schatz. Danach übernahm ich für ein paar Stunden das Steuer.

In der Natur war zunächst noch alles grünlich – und unsere vier Gesichter waren es bestimmt auch noch eine ganze Weile -, aber dann zog es sich zu; und als wir aus dem Gotthardt-Tunnel heraus kamen sahen wir nur noch

Schneeesturm.. Rotbraun gebrannt, von der Sonne verwöhnt, empfand ich das als nicht gerade angenehm.

Danach trödelten wir gut zwei Stunden in einem Stau dahin; irgendwann verabschiedeten sich die beiden Schweizer Mädels; danach ging die Fahrt recht flott, aber langweilig. Wir beide hingen bis zur Ankunft zuhause unseren Gedanken nach und wechselten nur wenige Sätze und uns ab und zu am Steuer ab..

Epilog:

Nie haben wir den Leuten geschrieben, die uns ihre Adressen gaben, weil diese Notizen einfach verschwunden waren.

Nie aber in meinem Leben werde ich diese Sizilianer vergessen, mit ihrer Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, die wir in diesem Ausmaß - und vor allem über die ganze Insel verstreut - immer wieder antrafen; na ja, bis auf einen kleinen Ausrutscher der drei hormonierten Jungs.

Würde so etwas einem ausländischen Tramper hier in Deutschland widerfahren, dieses freundliche, gebende Entgegenkommen?

Sollte ich irgendwann wieder auf diese schöne Insel geraten, ich bin sicher, dass ich das Haus des kleinen, lieben Mannes finde. Und wenn er nicht mehr leben sollte, dann werde ich seinen Kindern eine wundervolle Geschichte über uns und ihren gütigen, liebevollen Vater erzählen können.

Jetzt, nach 24 Jahren, habe ich diese Reise-Erzählung endlich fertig; aber mir ist immer noch, als wenn ich dem kleinen Mann noch einen Gefallen schuldig bin, und in all den vergangenen Jahren habe ich ihm oft in Gedanken noch einmal die Hände geschüttelt.

Auch jetzt, in diesem Moment, nehme ich ihn und seine Familie gedanklich in meine Arme...

Ciao bello, ciao bella, ciao bambini!

Die bartstoppelige Wange des Weinlasterfahrers beim Abschied spüre ich ebenso intensiv, und sämtliche Gerüche dieser Insel befinden sich immer noch in meiner Nase!

Und all dies gilt auch jetzt noch, nachdem ich diese Erzählung erneut bearbeitet und umgestaltet habe, im Jahr 2024, 38 Jahre nach diesem Erlebnis!

Ciao, bella Sicilia...